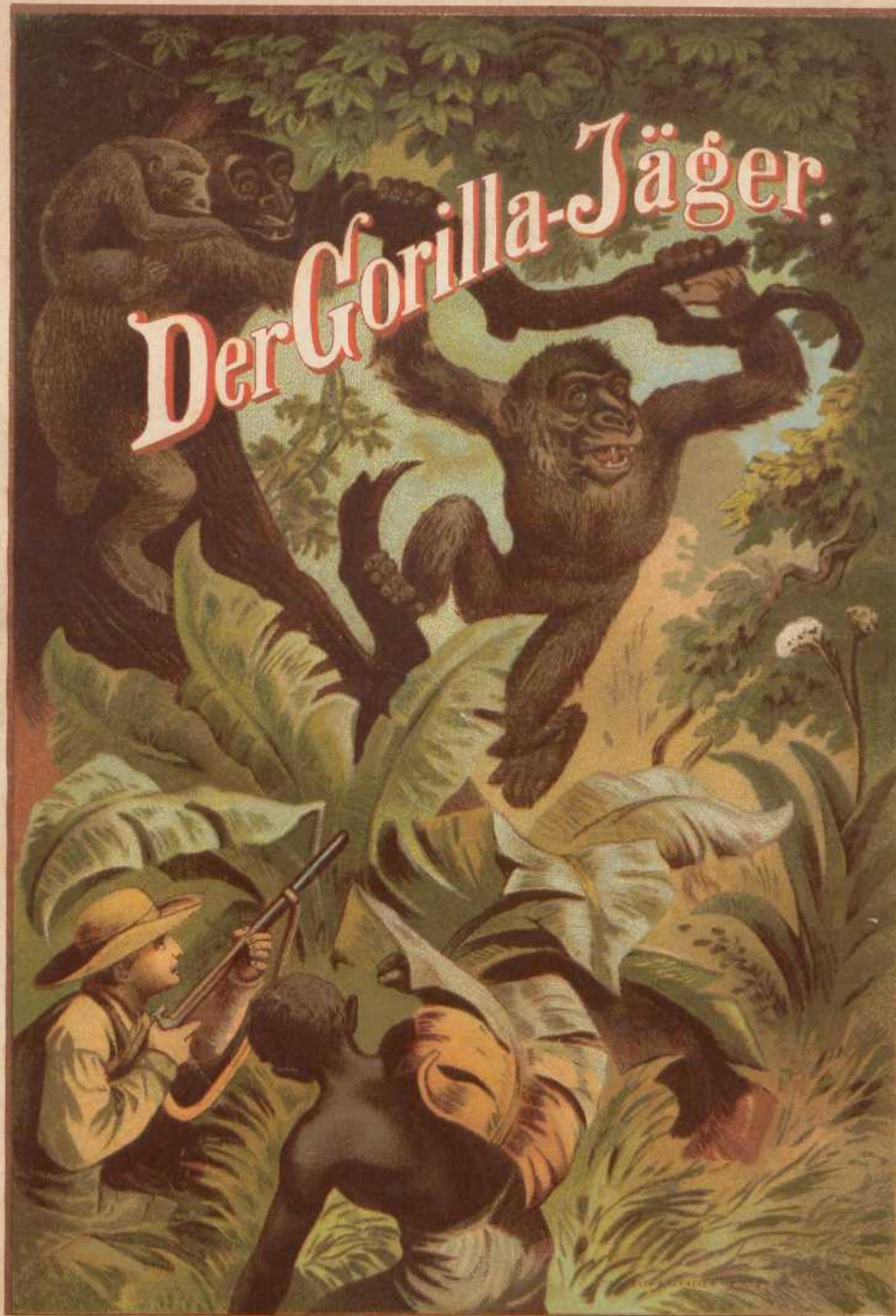
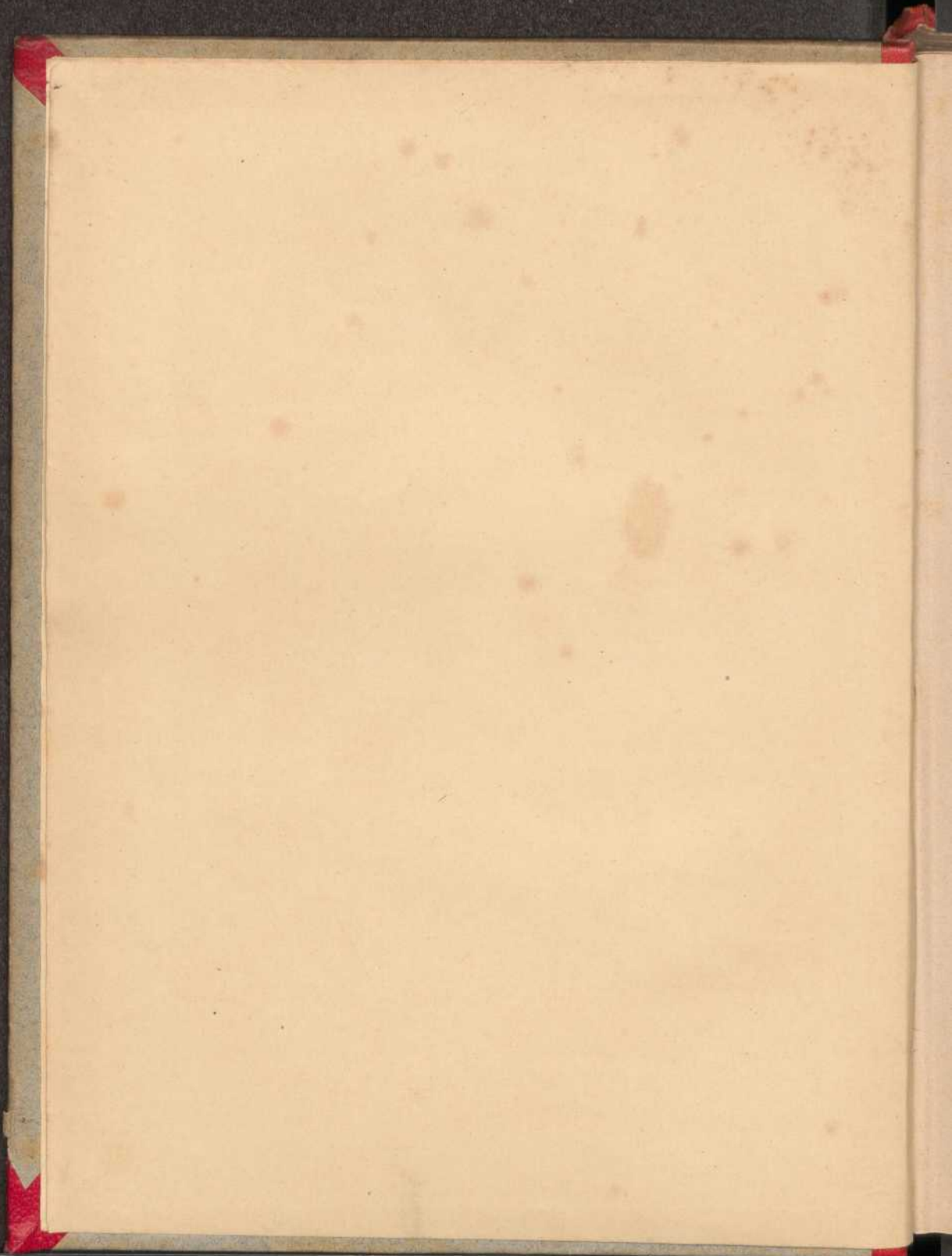


Der Gorilla-Jäger.

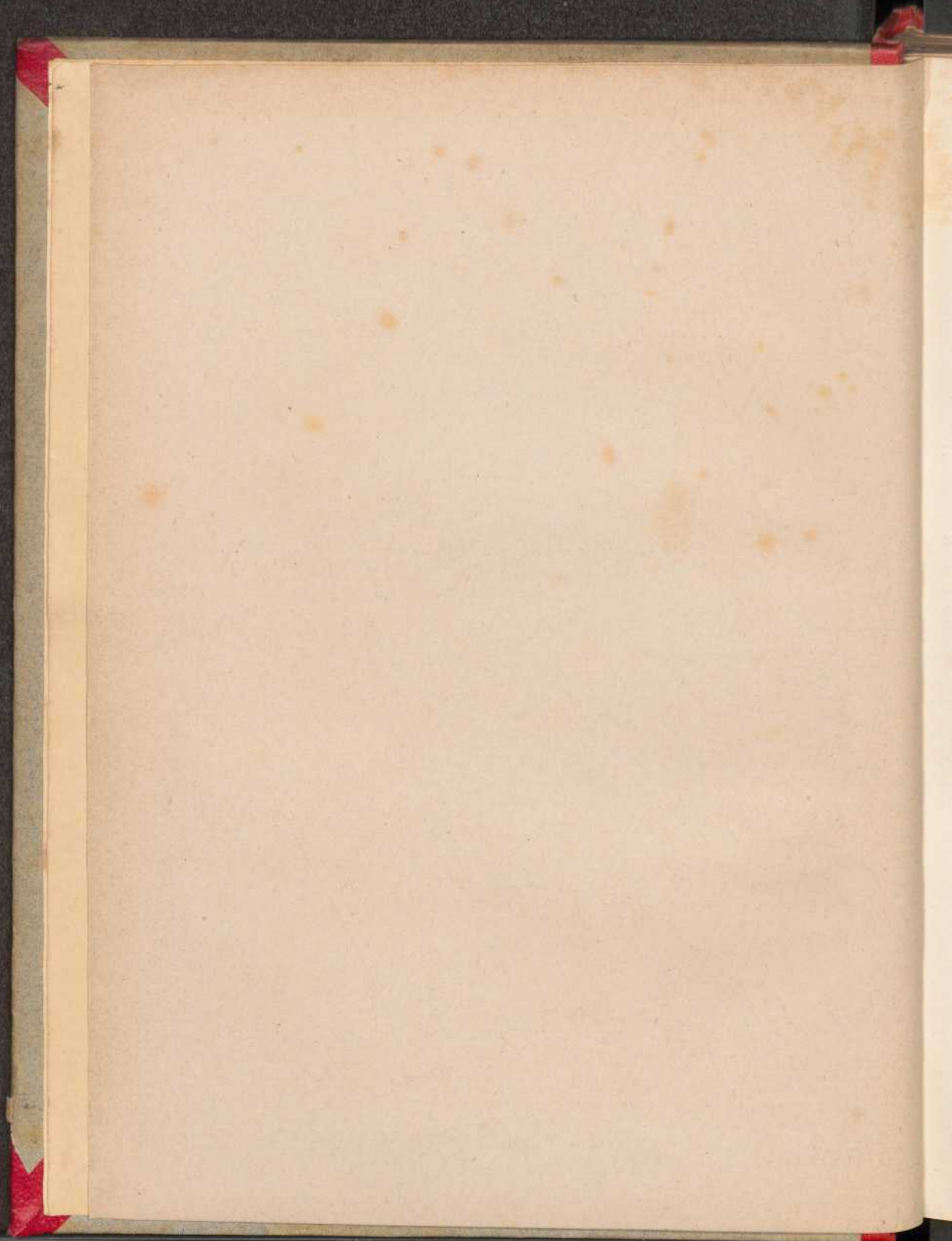


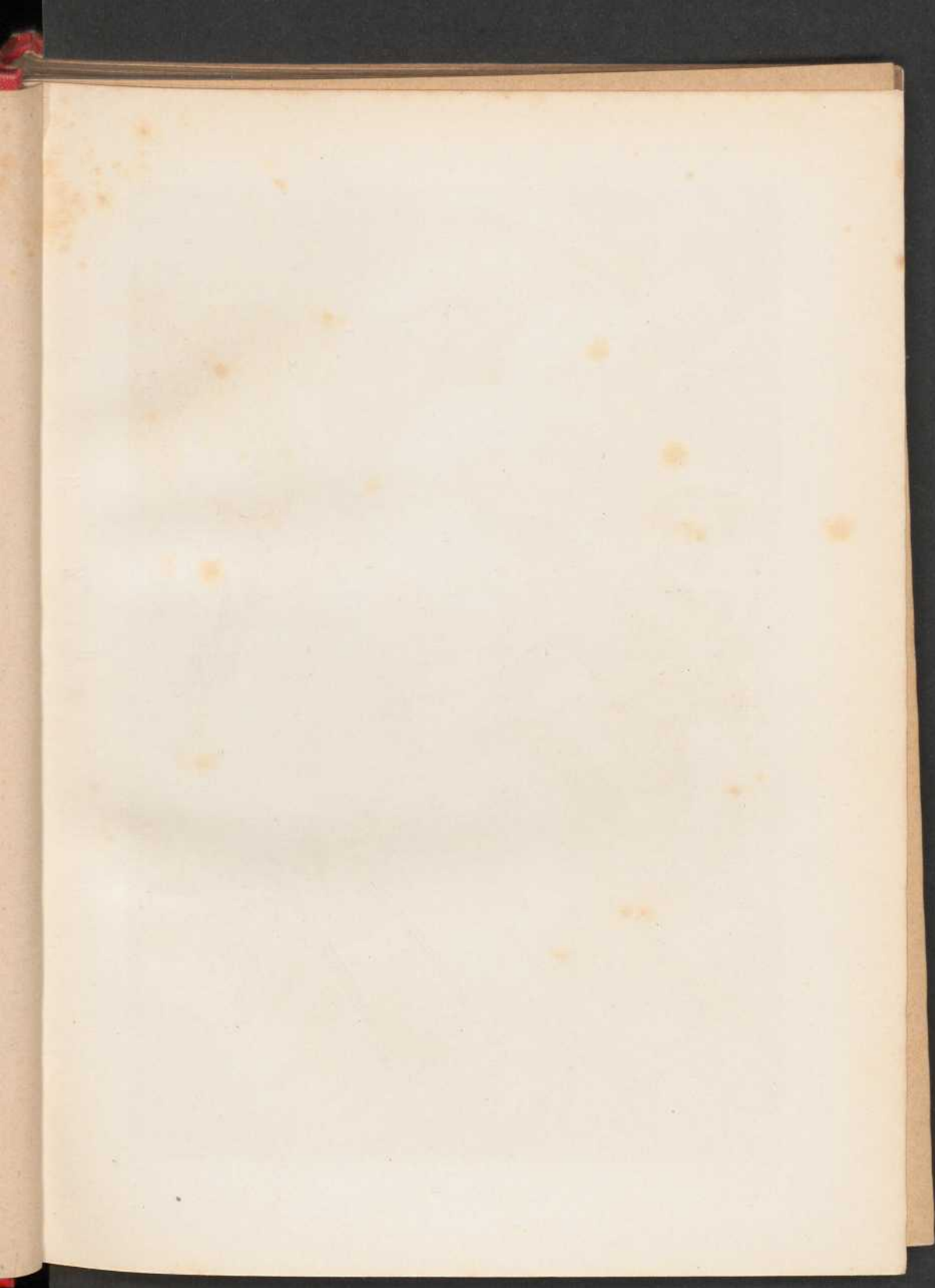
27

8. —



Der Gorilla-Jäger.







Der Gorilla-Jäger.

Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen
am Gabünflusse und in Westafrika.

Zu

Lust und Lehre der reiferen Jugend gebildeter Stände erzählt

von

Dr. Karl Müller

Verfasser der „jungen Büffeljäger“, der „jungen Pelzjäger“, der „jungen Canoeros des Amazonasstroms“, der „jungen Boërs“, der „Esperanza“, der „jungen Elephantenjäger“, der „Heimkehr der jungen Canoeros“, des „jungen Rajah“, des „Robinson der Wildniß“, des „Löwenhans“, „Unter hohen Breiten“ 2c. 2c.

Mit vier Farbenbruchschildern.

Leipzig

Verlag von R. F. Albrecht.

1881.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

H/S 450500

INTERNATIONALE
JUGEND BIBLIOTHEK
München



I.

Der südatlantische Ocean lag in seiner unermesslichen Weite unter den sengenden Strahlen einer tropischen Sonne da, und spiegelte diese in tausend blendenden Lichtern. Die See ging noch hoch, und so weit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Himmel und Meer, und auf letzterem ein kleines vier-ruderiges Boot, in welchem ein Nothmast aus einem Stück Rundholz mit einem Nothsegel aus einem Felsen Segeltuch aufgerichtet war. In dem Boote aber waren sieben Personen, deren hagere, entstellte Züge und ungeordnete Kleidung, deren blutunterlaufene Augen und fiebergliühende Blicke deutlich verriethen, daß es Schiffbrüchige waren.

Ein furchtbarer Sturm, wie man ihn nur unter den Tropen trifft, hatte eben seine Wuth ausgetobt, und dieses kleine Boot war ihm nur wie durch ein Wunder entgangen, denn der große Postdampfer „Cimbria,“ zu welchem dasselbe gehört hatte, lag mit seiner ganzen Ladung und einem Theil seiner Besatzung und Passagiere auf dem Grunde des Oceans, und wo die anderen Ueberlebenden von der Schiffsgesellschaft waren, das mochte der liebe Gott allein wissen!

Im Stern oder Hinterende des Schiffes saß ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren und führte den Helm des Steuerruders. Neben ihm war die Schote oder das Histan des Nothsegels angebunden, das jetzt den frischen Wind erfaßte und unter dem Druck des Steuers das leichte Boot genau in südöstlicher Richtung über die Wogen hintrug. Neben dem Jüngling aber lag auf dem Boden des Bootes ein

älterer Mann in einem dunkelblauen Rocke und eben solchen Beinleidern, ein blutiges Tuch um den Kopf, mit todesblassem Gesicht und verstörten Zügen. Die Augen des Mannes waren unter den buschigen Brauen halb geschlossen, die Hände über der Brust gefaltet und die halbgeöffneten bebenden Lippen heiß und trocken — der Arme lag offenbar in einem fieberischen Schlummer. Der Jüngling am Steuer theilte unverkennbar seine Aufmerksamkeit zwischen seiner Steuerarbeit und der Beaufsichtigung des Segels und der Beobachtung des Schlummernden zu seinen Füßen.

Weiterhin im Boote lagen noch zwei stämmige Männer, der Kleidung nach waren es Matrosen, halb im Schläfe; auf der mittleren Ruderbank aber lag ein anderer junger Mann, welchen seine Kleidung als einen Passagier verrieth, und wandte sein Gesicht dem Bug des Bootes zu, in welchem zwei stämmige Schwarze kauerten. Diese, nur mit weiten Schifferhosen angethan, waren sogenannte Kru-Männer, nämlich Eingeborene von der Kru-Küste in Oberguinea, in der Nähe des Kap Palmas — schlanke, hochgewachsene, kräftige Burschen, welche eine besondere Anstelligkeit für das Seewesen zeigen und daher in den Faktoreien der europäischen Niederlassungen an der Goldküste, sowie auf den Kriegsschiffen der westafrikanischen Stationen und den Handelsfahrzeugen in jenen Gewässern, als Arbeiter und Matrosen gesucht sind. Die beiden Kru-Männer hockten stumpfsinnig da, stierten vor sich hin und kauerten Tabak, den ihnen der junge Mann auf der Ruderbank gegeben hatte, um sie zu beschwichtigen, während er gleichzeitig sie nicht aus den Augen ließ und seine rechte Hand von dem Kolben des Revolvers in seiner Brusttasche nicht wegthat.

Niemand von den sieben Personen im Boote sprach; auf Allen lag es trüb und düster wie ein Alp, und selbst der wundervolle, eigenthümliche Zauber, welcher in dieser Morgenfrühe auf dem sich allmählich beruhigenden Ocean lag, schien keinen Eindruck auf die Schiffbrüchigen und Verschlagenen zu üben. Jeder war entweder in seine eigenen Gedanken versunken oder suchte in einem mehr oder weniger vollständigen Schläfe für den Augenblick Vergessen der Gefahr und Noth, welche ihm ins Angesicht starrten; denn die Lage dieser sieben Menschen war furchtbar — nur eine Planke trennte sie von

den unergründlichen Tiefen des Oceans; sie wußten nicht, wie weit sie von der afrikanischen Küste entfernt seien, und sie hatten am vorigen Abend ihren letzten Trunk Wasser, ihren letzten Bissen Zwieback unter einander vertheilt! Der Tod in seinen furchtbarsten Gestalten starrte sie an!

Der Mann im blauen Rocke, welcher am Boden des Bootes lag, rührte sich, reckte die Beine aus und blinzelte mit den Augen. Der Jüngling am Steuer schöpfte mit der Mütze in seiner freien Hand etwas Seewasser und beträufelte damit den Verband des Mannes zu seinen Füßen. Dieser schlug allmählich die Augen auf, schaute erst wirr und wie verwundert um sich, versuchte dann sich etwas aufzurichten und tastete an sich und um sich herum.

„Suchen Sie etwas, Kapitän Horth?“ fragte der Jüngling am Steuer.

„Ja, ich suche meinen Revolver und meine Schiffspapiere,“ erwiderte der Kapitän schwach; „man hat sie mir gestohlen!“

„Mit nichts, Kapitän! ich habe beide zu mir genommen und hier hinter mir versteckt, damit kein Mißbrauch damit geschehe,“ erwiderte der Steuernde. „Sie waren so lange besinnungslos und im wildesten Fieber, daß ich für Ihr Leben fürchtete; darum haben Charles Mackay und ich die Führung des Bootes übernommen und uns der beiden Revolver bemächtigt und die Schiffspapiere verwahrt, um beide für Sie aufzubewahren.“

„Gott lohn's Ihnen, Hermann,“ versetzte der Kapitän. „Sie und Mackay sind ein paar wackere Jungen, und der Himmel helfe Euch weiter . . . Wo sind wir denn?“

„Auf hoher See, Kapitän Horth.“

„Wie viele noch an Bord?“

„Im Ganzen sieben, denn heute früh haben wir wieder zwei Tode über Bord geworfen — Matteo, den spanischen Matrosen und Bohnenblüte, den Kru-Mann, Kapitän.“

„Was für einen Tag haben wir heute, Hermann?“ fragte der Kapitän nach einer Weile.

„Es ist Freitag Morgen — der sechste Tag im Boote, Kapitän.“

„Wie steht's um den Proviant, Hermann?“

„Wir sind zu Rande, Kapitän!“ erwiderte der junge Deutsche am Steuer. „Das letzte Krümchen Zwieback und der letzte Schluck Wasser sind verzehrt, und Alles, was wir übrig haben, sind noch zwei Flaschen Rum, welche ich geheim halte,“ setzte er ganz leise hinzu. „Diese sind dem Schiffsvolk neulich entgangen, als es den Angriff auf Sie und die Lebensmittel machte, und Charley und ich bewahren dieselben auf als Arznei für den äußersten Nothfall!“

„Gebt mir einen Schluck, Hermann! er wird mir gut thun,“ flüsterte der Kapitän.

„Nur jetzt nicht, Kapitän! Warten Sie, bis es Nacht ist, und Sie sollen ein Gläschen voll bekommen. Würde ich aber jetzt die Flasche zeigen, so gäbe es Mord und Todtschlag an Bord, Kapitän Horth!“ gab Hermann zur Antwort. „Die beiden Matrosen hier neben und die beiden Arn-Männer würden uns überwältigen und umbringen, wenn sie ahnten, daß wir noch Brantwein haben. Und wer weiß, ob wir nicht noch einmal froh an jedem Tropfen sind, wenn unsere Kraft auf die Reige geht!“

„Ihr habt Recht; es kann noch schlimmer kommen, aber nur den Muth nicht verloren — Gottes Arm ist lang genug, um auch uns zu helfen,“ murmelte der Kapitän. „Wo ist Charley?“

„Hier, Kapitän,“ erwiderte der junge Engländer, von der Ruderbank aufstehend, und trat heran. „Wie geht es, Kapitän Horth? fühlen Sie sich besser?“

„Hei, der Kopf schmerzt mich und die Gedanken sind träge,“ versetzte der Kapitän. „Der Schlag mit dem Ruder war zu stark für meinen Schädel — ich fürchte, er hat ihn mir ganz eingeschlagen wie eine Eierschale . . . ich werde nicht mehr davon kommen . . . Es war Dienstag Nachts, als mich der Schuft Antonio niederschlug, nicht wahr?“

„So ist es, Kapitän!“ bestätigte Charles Mackay.

„Und heute haben wir Freitag, sagt Ihr? so bin ich zwei Tage lang bewußtlos gelegen, wie?“

„Ja, über sechzig Stunden, Kapitän,“ erwiderte Mackay.

„Und wo ist Antonio, der spanische Schuft?“ fragte der Kapitän.

„Haifisch-Futter, Kapitän,“ versetzte Charles Mackay leise;

„Bohnenblüte, der Aru-Mann, stieß ihm das Messer in den Rücken und traf ihn so gut, daß wir ihn bald über Bord spazieren lassen konnten, um seine scheußlichen Verwünschungen nicht mehr hören zu müssen und weiterem Unfug vorzubeugen... Dort schwimmt das Ungethüm von Hai, das ihn in Empfang nahm und verspeiste, und die dreieckigen, spitzen Rückenflossen von Haien, welche hie und da in unserem Kielwasser auftauchen, zeigen uns deutlich, was uns bevorsteht, wenn wir nicht bald Land erreichen oder von einem Schiffe aufgenommen werden,“ setzte er mit einer verzweiflungsvollen Resignation hinzu und deutete auf die See hinaus, wo in einiger Entfernung die Rückenflosse eines Hai im Kielwasser des Bootes zu sehen war. „Komm, Hal (Heinz)!“ wandte sich Macah dann an den Steuernden; „gieb mir die Ruderpinne und laß mich Dich ablösen! Erneuere den Verband des armen Kapitäns und ruh' Dich etwas aus — wirst es nöthig haben! Aber laß mir nur die Anderen nicht aus dem Auge!“

Heinrich Hermann, denn dies war der Name des jungen Deutschen, welcher seither das Steuerruder geführt hatte, ließ sich willig von seinem Freunde ablösen, und verband dem Kapitan von Neuem die schwere Kopfwunde mit dem Taschentuche, das er zuvor in Seewasser gewaschen hatte. Der Verwundete stöhnte zwar, drückte dann aber seinem Pfleger dankbar die Hand. Hermann richtete den Kapitan auf, setzte ihn an die Bootswand und schob ihm seinen eigenen Rock, dessen er sich entledigt hatte, zusammengerollt hinter den Nacken.

„Danke schön, Hermann, mein wackerer Junge!“ sagte er dann mit seiner tonlosen, schmerzlichen Krankenstimme. „Gott lohn' es Euch, meine beiden jungen Freunde! Mit mir geht es stark auf die Knie! Mög' Euch der Himmel gnädiger sein und Euch wieder unter Menschen bringen! Für mich ist es zu spät... Na, wie Gott will, ich halte seinem Rathschluß still. Aber wer von Euch wieder heimkehren darf nach England oder überhaupt davorkommt, meine jungen Freunde, den bitt' ich herzlich, daß er meinem Weibe Nachricht gebe und sie und die Kinder von mir grüße und die Schiffspapiere richtig abliefere... Wollt Ihr mir dies versprechen?“

„Gewiß, Kapitan; das versteht sich ja von selbst,“ versetzte

Macay mit einer gewissen heiteren Ruhe. „Jeder von uns wird an Ihnen genau das thun, was Sie uns ebenfalls gethan haben würden, wären die Loose umgekehrt gefallen. Indeß ist freilich wenig Hoffnung vorhanden — ich fürchte, wir müssen allesammt noch aus der großen Tasse trinken, wie die anderen Beñn, die mit uns in der Fosse waren; allein, wie Sie sagten, Kapitän: Wie Gott will!“

„Bah, noch will ich nicht verzweifeln, meine Freunde,“ sagte Hermann ruhig und vertrauensvoll und schaute, die Augen mit den Händen beschattend, weit in die See hinaus. „Schon zum zweiten Mal auf dieser Reise leide ich Schiffbruch; der liebe Gott hat mich sicher nicht aus dem ersten Schiffbruch gerettet, damit ich in dem zweiten untergehe. Seine Hand erhält uns sichtbarlich, denn wie mich dünkt, hat die See dort hinaus ein ganz anderes Ansehen, als sie es gestern Abend hatte. Mir ist es, als näherten wir uns der afrikanischen Küste. Meinst Du nicht, Charles?“

Macay schüttelte den Kopf. „Täuschung, Illusion, mein Freund, — sonst nichts,“ sagte er dumpf; „die See ist ruhiger und die langen Bogen gehen allmählich in kürzere über, das ist alles!“

„Nicht doch, ich möchte behaupten, See und Himmel hat eine andere Färbung als gestern, und wir nähern uns dem Lande,“ sagte Hermann zuversichtlich.

„Und was wäre damit gewonnen?“ fragte Macay. „Die afrikanische Küste ist die unwirthlichste, welche es giebt — ein baum- und wasserloser Strand, umhegt und gehütet von einer furchtbaren Brandung. Ob wir unser Grab im Meeresgrund, im Magen eines Hai, finden oder ob wir an dem ungaslichen Strande Afrika's verschmachten und unsere Gebeine dann auf der Düne bleiben, ist im Grunde einerlei — denn dem Tode sind wir nun einmal entschieden geweiht und werden gut thun, uns mit diesem Gedanken vertraut zu machen, damit uns das Ende nicht unvorbereitet treffe. Gieb mir Deinen kleinen Kompaß, Hal, damit ich genau steuere!“

„Hier, Charles! halt genau auf Südost! mit Gottes Hülfe erreichen wir sicher noch das Land und dann hab' ich ja mein Doppelgewehr hier, und kann, wenn nicht irgend welche wilden Thiere, so

doch wenigstens Fische schießen, von denen wir uns ernähren mögen, bis wir zu Menschen kommen."

"Zu räuberischen tückischen Niggers, welche uns schon um der Knöpfe an unseren Röcken willen umbringen würden," versetzte Macay bitter. "Nein, ich will mich keinerlei thörichten Hoffnungen hingeben, sondern mannhast meinem Schicksal ins Auge sehen."

"Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sagte der Kapitän, offenbar im Delirium; "die 'Cimbria' war ein gutes Schiff, — der schönste Dampfer auf der Kaplinie. Ihr Ausbleiben wird schwer empfunden werden. Aber wir sind in einem Striche, wo genug Schiffe fahren, man wird ihr Wrack finden und ihre Mannschaft auffuchen . . . dort taucht ein Segel auf . . . Land, Land!"

Die beiden Matrosen am Boden des Bootes richteten sich rasch auf. "Land?" fragten sie, "wo denn?"

"Dort hinaus, — ermuntert Euch, ihr Männer! vielleicht seht Ihr es vor uns," sagte Hermann, gen Osten deutend, und die beiden Matrosen standen auf und spähten den ganzen Horizont vergebens ab, konnten jedoch weder Land noch ein Segel erblicken, und versanken bald wieder in ihre verbitterte Stumpfheit.

Träge zogen die Stunden dieses Tages an den Schiffbrüchigen vorüber, welche dem glühenden Sonnenbrand ausgesetzt waren und furchtbar an Durst litten; Kapitän Horth lag wieder bewußtlos, Charles Macay und Heinrich Hermann kauerten abwechselnd und benetzten sich hie und da Hände und Arme und Brust und Hals mit Seewasser, um nur wenigstens der Haut etwas Feuchtigkeit zuzuführen; aber Niemand war zum Sprechen aufgelegt; dem Hirn schienen die Gedanken, der Zunge die Worte zu fehlen in dieser sengenden Glut, die in den heißesten Tagesstunden kaum ein bemerkbares Lüftchen kühlte. Die beiden Kru-Männer schliefen meist oder saßen stumpf vor sich hinstarrend da, während die beiden Matrosen, Jem Alboth und Ned Liverwick, abwechselnd wehlagten, beteten oder fluchten und ihr elendes Schicksal verwünschten.

Charles und Heinrich hatten unter Tage abwechselnd jeder einige Stunden geschlafen; und als nun am Abend ein frischer Wind aufsprang, setzten sie das Segel wieder aus und steuerten, so gut sie ohne

Laterne mittelst ihres kleinen Taschenkompaß konnten, gen Südosten. Obwohl auch sie sehr unter den Qualen des Durstes litten und noch zwei gefüllte Flaschen Rum hatten, so versagten sie es sich dennoch, einen Schluck davon zu nehmen, weil sie befürchteten, der Geruch davon könne den Gefährten auffallen und diese dann die Herausgabe des Branntweins veranlassen, um sich davon zu berauschen und ihr Unglück zu vergessen. Der gemeine Mann ist ja nur gar zu sehr geneigt, sich auf solche Weise zu betäuben, aber in solchem Zustande auch nur allzu bereit zu Ausschreitungen aller Art, und nur mit Grausen dachten der junge Deutsche und der junge Engländer an jenen Auftritt zurück, wo der spanische Matrose Antonio Lopez aus Aerger über die verkürzten Rationen Zwieback und Wasser eine Meuterei angezettelt und den Kapitän angegriffen hatte, weil dieser die Kiste mit den Rum- und Cognacflaschen vertheidigt, wobei er den furchtbaren Schlag an die Schläfe mit dem Ruder erhalten hatte. Heinrich und Charles hatten damals natürlich die Partei des Kapitäns genommen und diesen noch mit Mühe aus den Händen der Wüthenden und Verzweifelnden gerettet; sie hatten von ihren Waffen Gebrauch gemacht und die Meuterei unter Blutvergießen unterdrückt, und von all den Meuterern, welche sich in jener Nacht diehisch in Branntwein betrunken hatten, war kein Einziger mehr am Leben, denn sie hatten ihre Ausschweifung meist mit um so rascherer Erschöpfung ihrer Kräfte bezahlen müssen. Allein nicht um eine Welt hätten sie derartige Auftritte noch einmal erleben mögen. Wenn jetzt Tobsucht und Wahnsinn ihre Gefährten überfallen hätte, wäre es ja nur um so furchtbarer für sie gewesen, denn je kleiner ihr Häuflein war, desto schmerzlicher mußte ihnen der Verlust jedes weiteren ihrer Gefährten sein, denn mit jedem Manne weniger ward auch die Möglichkeit geringer, die Küste oder ein rettendes größeres Fahrzeug zu erreichen!

Es war eine traurige Fahrt in dieser Nacht, denn Kapitän Horth lag im Fieberwahnsinn und schrie, lachte und plauderte unaufhörlich, von den tollsten Fieberphantasieen gequält, und einer der Matrosen, Gem Alboth, ein Amerikaner aus Massachusetts oder Providence und Methodist, schien momentan verrückt geworden zu sein und predigte, als ob er in einem Campmeeting wäre; die beiden Arn-Männer

aber, die ihre schönen Namen Liva und Ramo mit den europäischen Spottnamen Hühnerkorb und Rothnagel vertauscht hatten (wie es die thörichte Sitte unter diesen schwarzen Naturkindern mit sich bringt, welche es für eine Ehre halten, einen „gesitteten“ Namen zu bekommen, sobald sie an Bord eines europäischen Schiffes Dienste nehmen), holten ihre Fetische oder Götzenbilder hervor, welche sie bei sich trugen, beschworen diese unter lautem Anrufen und indem sie mit den Fäusten und mit Koveinnägeln auf die Planken des Bootes klopften, die Fetische sollten ihnen Glück bringen und sie aus dieser verzweifelter Lage befreien. Unter diesen Umgebungen und inmitten der Schwüle, welche sie umgab, war es für die beiden Jünglinge eine ernste Aufgabe, sich Fassung und Ruhe genug zu bewahren, um ihren Kurs zu halten und auf Segel und Steuer zu achten. Beide konnten diese Anstrengung nur dadurch ertragen, daß sie wieder wachweise mit einander abwechselten und der Eine ruhte, während der Andere steuerte. Allein selbst den jeweilig Ruhenden floß trotz aller Ermüdung der Schlaf, denn einmal verscheuchte diesen die lärmende Umgebung in dem kleinen Boot, und andrertheils mißtrauten beide den Gefährten, namentlich den Kru-Männern, welche in dem Verdacht standen, den ersten besten der Mitreisenden erschlagen zu wollen, um ihren wüthenden Hunger an dessen Fleisch zu stillen. Da nun aber der jeweils Steuernde leicht zu überfallen gewesen wäre, so hielt es der Ruhende für seine Pflicht, einstweilen für diesen zu wachen, um ihm nöthigenfalls sogleich beistehen zu können.

Allein sobald sich der Ruhende einen Augenblick gehen ließ und in eine Art fieberischen Halbschlummers versank, so sah er sich in die lebhaftesten wachen Träume versetzt, die ihm entweder Bilder oder Erinnerungen an die Vergangenheit oder Scenen aus dem Vaterhaus und dem Schooß der Familie oder üppige Gastmähler mit allen Arten von Leckerbissen vorgaukelten, aus denen er dann plötzlich wieder erwachte, um sich in dieser schwanken Rußschale von Boot mit Durstfieber und höllischem Brennen im hungernden Magen auf dem fernen tropischen Ocean verschlagen und rathlos zu sehen, — ein Contrast und eine Erkenntniß, welche dann um so schmerzlichere Enttäuschungen hervorbrachte und zum Theil so entmuthigend wirkte, daß der davon Betroffene kaum im brünstigsten Gebete eine Beruhigung fand. —

II.

Endlich graute der Morgen und die Sonne stieg aus dunstigen Wolkenschichten empor. Heinrich Hermann führte das Steuer und zu seinen Füßen lag Charles Macay am Boden des Bootes. Tiefe Stille herrschte in dem Boote, denn Alle außer ihm schliefen, als ob der frische Wind, welcher dem Sonnenaufgang voranzugehen pflegt, auch ihnen das Glück des Vergessens gebracht habe. Heinrich's Blick war sehnsüchtig forschend nach Osten gerichtet und mit einem inständigen, stillen Gebete zu dem, der jedes Haar auf unserem Haupte gezählt hat; so begrüßte Heinrich den anbrechenden Tag. Dort drüben, von wannen die Sonne aufging, aber weiter südlich, lag ja das Ziel seiner Reise, die Missionsstation im Betschuanenlande, wo seine Eltern wohnten und seiner Heimkehr entgegen sahen. Seit mehr als zwölf Jahren von denselben getrennt, hatte Heinrich seine Erziehung in Deutschland erhalten und sollte nun seinem schon bejahrten Vater in dem Berufe eines christlichen Sendboten unter den Heiden hülfsreich zur Seite treten, wenn ihm die Vorsehung das Leben fristen würde. Der Gedanke an Eltern und Geschwister, die ihn mit aller Sehnsucht der Liebe erwarteten, wirkte so gewaltig auf ihn ein, daß ihm Thränen in die Augen traten angesichts der Gefahren, welche dieses Wiedersehen zu vereiteln drohten, und dies erfüllte ihn mit der demuthsvollen Zerknirschung und Seelenangst, welche ihm nun das heiße innige Stoßgebet um Rettung und Erbarmen eingab, das er in diesem Augenblick zum Himmel schickte und das ihn wunderbar beruhigte.

Als Heinrich nach diesem stillen, brünstigen Gebet wieder aufblickte, entrang sich seiner Brust beinahe ein Freudenschrei, denn wie eine sichtbare und greifbare Versicherung von oben, daß sein Gebet erhört und seine Hoffnung nicht vergebens sei, überraschte ihn der Anblick einiger Vögel, die über den noch dämmerigen Meerespiegel hinstrichen. Es waren keine Albatrosse, sondern kleinere Vögel mit theilweise weißem Gefieder wie Möven, und sie strichen auch wie Möven bald im Zickzack, bald auf und nieder. Da erinnerte er sich gelesen zu haben, daß auch Meeresvögel es gewesen waren, welche dem ins Ungewisse hinaussteuernden Columbus die Nähe des ersehnten und vermutheten

Landes verkündigt hatten, und eine kühne, zuversichtliche Hoffnung schwellte dem Jüngling das Herz. Er schaute genauer hin, und siehe da! gen Ost und Nordost erblickte er in der Ferne noch mehr von diesen Vögel, und weiterhin am Horizonte, da wo Meer und Himmel sich begegneten, einen schmalen dunklen Streifen wie einen Strich in dem großartigen Naturschauspiele. Er mißtraute anfangs seinen eigenen Augen — es konnte eine optische Täuschung sein; aber die Sonne stieg allmählich höher und der dunkle Streifen blieb und nahm eine bestimmtere Gestalt an, die, gleichviel ob eine Wolkenschicht oder eine Küstenlinie, ihn jedenfalls mit einer freudigen Aufregung und Hoffnung erfüllte.

Im Nu veränderte Heinrich durch Anholen der Schote die Stellung des Segels und die Richtung des Kurzes und steuerte auf einem langen Schlag gen Nordost. Bei dem heftigen Schaukeln des Bootes während dieser Kursveränderung erwachte Charles Mackey und erhob sich mit einem erstaunten fragenden Blick vom Boden des Fahrzeugs.

„Was gibt es, Hal?“ fragte er, als er den erregten Ausdruck im Gesicht seines Freundes wahrnahm.

„Schau dorthin, Charles! dort streichen Möven, dort haben See und Wolken eine andere Färbung!“ stammelte Heinrich bewegt. „Wenn mich nicht jede Ahnung und Wahrnehmung trügt, so verkündet jener dunkle Streifen dort die Nähe der Küste oder einer Insel. Sieh nur selbst!“

Mit gierig forschendem Blicke schaute nun auch Charley in der angedeuteten Richtung lange aus. „Diesmal hast du wenigstens einigermaßen Recht, Hal,“ erwiderte er nach einer Weile, ebenfalls in freudiger Aufregung. „Auch dießseit jenes dunklen niedrigen Streifens bemerkte ich einen langen dunklen Strich im Meere, den ich mir als Anzeichen von der Nähe des Landes deute, denn es scheint mir die Brandung zu sein, welche da auftritt, wo die Tiefsee in das leichtere Wasser der Küste übergeht! Ach barmherziger Gott im Himmel! wenn es möglich, wenn es wirklich Land wäre! . .“

„Fragen wir die Kreu-Männer, die ja an diesen Küsten zu Hause und befahren sind und alle Landzeichen kennen müssen, Charles!“ sagte Heinrich unter erwartungsvollem Herzklopfen. „He, Rothnagel! Hühnerkorb! alle Händ' auf Deck.“

„Was gibt es denn?“ rief nun auch Ned Liverwick, sich rasch vom Boden und aus seiner stumpfen Versunkenheit aufrichtend; „Ihr spracht von Land! Wo? wo ist es denn?“

Charles zeigte den vier Gefährten jenen dunklen Streif, und beim ersten Blick darauf rief Hühnerforb, der ältere der beiden Krue: „das dort Land, Sir! das weites Sumpfland mit Mangroven — dahinter Dünen und Wald!“

„Das dort lauter Küste!“ rief auch Nothnagel und schnalzte vor Freuden mit der Zunge. „Fetisch war gut, Fetisch armen Nothnagel ans Land bringen!“

„Wie weit mag die Küste entfernt sein?“ fragte Charles die vier Seelente. Aber die Meinungen waren getheilt: Alboth und Liverwick schätzten sie auf sechs bis sieben, die beiden Krue auf zehn Seemeilen oder drüber. Allein darin waren Alle einig, daß dorthin eine Inselstrecke oder ein Küstenstrich liege, und daß man demselben zusteuern müsse.

„Nun denn, in Gottes Namen! setzt die Ruder ein und rudert wenigstens nur eine Stunde lang!“ sagte Heinrich. „Je früher wir dorthin gelangen, desto eher können wir unseren Hunger und Durst stillen und uns von unseren Strapazen ausruhen! Rudert aus allen Kräften, Leute! damit wir erkennen, daß wir uns keiner schmerzlichen Täuschung und vergeblichen Hoffnung hingeben!“

Es war, als ob die Hoffnung und die Aufregung den Ermatteten neue Kräfte verliehen hätte, denn willig und mit Kraft führten sie die Ruder und unter dem vereinten Druck von Wind und Rudern drang man rasch in jener Richtung vor. Charles steuerte jetzt, Heinrich hatte die Schote des Segel in der Hand, und ehe eine Stunde verging, tauchte in jener Richtung ein dunkler Rücken wie ein bewaldetes Vorgebirge aus der Flut und die See nahm strichweise eine hellere Färbung an.

„Wenn wir nur ein Senkloth hätten, um hier zu peilen!“ sagte Charles, in der Richtung der Küste hinausblickend.

„Oh, dazu kann Rath werden,“ versetzte Heinrich; „dort in dem Verschlage ist eine Rolle starker Schnur, mindestens hundert bis hundertundfünfzig Faden lang; dort sind die beiden Koveinnägel, womit die Krue getrommelt haben; das giebt schon einen Ersatz für

ein Senkloth, und die Deining (unterseeische Strömung) ist vielleicht hier nicht so heftig, daß sie uns das Senkloth entführen würde. Jedenfalls gilt es den Versuch!" Und dabei holte er den Knäuel dicker Schnur und die beiden Doveinnägel herbei, knüpfte diese kreuzweise an das Ende der Schnur fest, und siehe da! ein nothdürftiger Ersatz für ein Senkblei war hergestellt. „Wenn wir nun beim Ausheben des Senkloths die Schnur am ausgestreckten linken Arme messen und jedesmal zwei Armslängen für einen Faden rechnen, so werden wir sogar auch ohne geknotete Schnur der Wahrheit ziemlich nahe kommen," setzte Heinrich hinzu und stellte sich dann auf Charles' Aufforderung in den Bug des Bootes, um die Peilung vorzunehmen.

Die beiden ersten Versuche des Lothens ergaben noch keinen Meeresgrund, dagegen die Gewißheit, daß die Schnur mehr als 120 Faden lang sei. Der dunkle Rücken, welchen unsere Seefahrer für ein bewaldetes Vorgebirge hielten, stieg immer deutlicher und bestimmter aus der See und schien immer näher zu rücken. Aber die Sonne erreichte die Mittagshöhe und der Wind erstarb allmählich, ehe man noch nahe genug gekommen war, um die Küste selbst zu unterscheiden. Die Sonnenglut war wieder drückend, allein niemand beklagte sich, da die Hoffnung aller Herzen schwellte, und kaum war die Sonne aus dem Zenith gerückt und der Wind wieder fühlbarer, als die vier Seeleute frisch zu ihren Rudern griffen und aus allen Kräften ruderten. Gegen Abend kam ihnen noch die Flut zu Hülfe, und man näherte sich sichtlich der Küste, die sich jetzt als ein niedriger Streifen zeigte. Sobald Heinrich am Steuer wieder von Charles abgelöst wurde, eilte er in den Bug, um zu peilen, und rief nun mit einem wahren Jubel: „Hierundachtzig Faden!" Eine Viertelstunde später ergab die Peilung nur noch etwa sechzig Faden, und das Getöse der Brandung, welche sich in einem langen Streifen beinahe genau unter dem Meridian (d. h. von Nord nach Süd) vor der Küste hinzog, schlug immer näher an das Ohr der Seefahrer. Jetzt erhob sich die Frage, ob man mit dem Boot über diese Brandung hinüber kommen könne, was Heinrich und Charles bezweifelten, aber die beiden Frau behaupteten.

„Hinüber müssen wir, und zwar noch vor Einbruch der Nacht.

sonst werden wir über Nacht entweder von der Ebbe abgetrieben oder scheitern mit der Flut," sagte Macay. „Was meint ihr, Mboth und Liverwid? wollt ihr es nicht wagen? oder sollen Mister Hermann und ich statt eurer die Ruder führen?“

„Wagen wir es ins Himmels Namen, Sir!“ erwiderte Liverwid; „es gilt neck or nothing, Hals und Kragen oder nichts! ich bin dabei, denn wenn wir ertrinken, ist es im Grunde kein schlimmerer Tod, als wenn wir angesichts des Landes verhungern. Ich bin dabei.“

„Ich bleibe auch nicht zurück," versetzte Mboth. „Zwar klebt mir die Zunge am Gaumen und das Fieber glüht mir in allen Adern, aber ich will wenigstens thun, was ich kann! Und die beiden Aru werden sich ebenfalls nicht schlecht finden lassen!“

Diese nickten zustimmend, und Heinrich brachte nun eine der versteckten, geretteten Rumflaschen zum Vorschein, deren Anblick wie ein Zauber auf die Ruderer wirkte.

„Seht, Leute, davon soll jeder von euch so viel haben, als hier in den Deckel des hölzernen Futterals von meinem Taschencompaß geht," sagte er. „Es ist zwar nicht viel, aber es genügt wenigstens, um unsere Lebensgeister wieder einigermaßen zu beleben, und es kommt zur gelegenen Zeit. Ich hab' den Rum für einen solchen Nothfall aufbewahrt, und er kommt nun wie eine Gottesgabe. Sind wir dann binnen und haben unseren ersehnten Strand erreicht, so mögt ihr euch in den Rest theilen. Seid ihr's zufrieden?“

Der Vorschlag ward mit Jubel angenommen, und die beiden Matrosen wußten ihn um so höher zu werthen, als Heinrich und Charles auf ihren eigenen Antheil an dem Trunke verzichteten und nur dem Kapitän seinen Antheil einflößten. Dann griffen die vier Männer zu ihren Rudern, Charles und Heinrich stellten sich zum Steuer, und man nahm den Kurs mitten in die Brandung hinein. Eine Viertelstunde höchster Anstrengung und augenscheinlicher Gefahr, und mit Hülfe der letzten Flutwogen gelangte man durch die tosende Brandung hindurch, und die vier Ruderer bewegten nun das Boot verhältnißmäßig leichter durch das ruhigere Gewässer der Küste zu, während Heinrich und Charles das Wasser ausschöpften, das nun beinahe knietief im Boote stand.

Die kurze Dämmerung senkte sich hernieder, als man sich der Küste so weit näherte, um zu erkennen, daß ein dichter Mangroven-gürtel in sumpfigem, brackischem Wasser der Küste vorlag. Noch vor Einbruch der Nacht ward der Saum dieser Manglare oder des Mangrovenwaldes erreicht, deren Anblick den vier Weißen neu war, und man hatte bald einen der mächtigsten Bäume dieses Waldes erreicht, und an demselben das Boot festgebunden. Dieser Baumriese, welcher die umgebenden weit überragte und dessen mannesdicker Stamm auf eine mindestens zwei Meter über den höchsten Meerespiegel der Flutzeit emporragenden Kuppel von Wurzelästen stand, war gewissermaßen eine Landmarke. Seine ungemein zahlreichen Wurzeln, welche sich nach dem Boden hin in allen Richtungen gabelten und verästelten, haften gleichsam in einem kleinen Eiland von festem Schlamm welcher sich um sie angesammelt und verfestigt hatte, während ringsum eine seichte Lagune, mit einem wuchernden Dickicht von Wasserpflanzen und Gewächsen aller Art sich ausbreitete und mit ihrer Masse von modernden Pflanzenstoffen einen widerlichen, fauligen Geruch aushauchte. Aber es war doch der Uebergang vom trügerischen Ozean zum festen Lande, und die gewaltigen Stämme auf ihren mächtigen, vielverzweigten Wurzelstöcken boten ein Unterkommen und Obdach für die Verschlagenen und eine Gewähr, daß man am Lande sei, eine Art sicheren Untergrundes.

Raum war das Boot mit seiner Fangleine an einer der starken Wurzeln dieses Mangrovenbaumes angebunden, als die beiden Kru-Männer sich ihrer Beinkleider entledigten und ohne Furcht vor den möglicherweise hier lauernenden Krokodilen im Schlamme herumwaten, um bei dem letzten Schimmer der Dämmerung Auster von den Baumwurzeln abzulesen oder die von der Ebbe überraschten Fische zu fangen, die sie mittelst ihrer Messer geschickt erlegten und dann ins Boot warfen. Mittlerweile hatten Heinrich und Charles dieses vollends ausgehöpft und nach dem armen Kapitän Porth gesehen, der noch immer in Fieberphantasien dalag, aber zeitweise ruhiger und dabei immer schwächer wurde. Dann ward auf der breiten Wurzelkuppel des Baumes aus dürrer Holz ein kleines Feuer angemacht, um die paar gefangenen Fische daran zu braten, während

man sich als Voressen an den köstlichen, großen Aустern göttlich that. Zwar vermißten Alle schmerzlich einen Trunk Wasser, denn das Wasser der Manglare war brackisch, d. h. halbsalzig und von trüber Farbe und ekelhaftem Geruch; allein der grimmige Hunger konnte wenigstens gestillt und damit den Forderungen des Körpers Genüge gethan werden; und da niemand genau zwischen Hunger und Durst zu unterscheiden vermag, wenn der leere Magen überhaupt mahnt, und der Rest des Rums wenigstens einigermaßen einen Trunk ersetzte, so waren bald alle sechs Schiffbrüchige von ganzem Herzen vergnügt und dankbar für die glückliche Rettung aus den Gefahren des Oceans, und Heinrich und Charles sandten aus tiefstem Seelengrund ein Dankgebet zu dem Allmächtigen empor, daß er sie wenigstens aus den Gefahren dieses Schiffbruchs so gnädiglich errettet habe.

Jeder suchte sich auf dem Wurzelhalse eines Mangrovenbaumes über der Flutgrenze so gut wie möglich ein Plätzchen zum Nachtquartier aus, und als das Abendbrot verzehrt und das Feuerchen ausgebrannt war und jeder sich auf dem erwähnten Plätzchen niedergethan hatte, so gut es eben ging, da erbarmte sich inmitten der hehren, stillen, kühlen Nacht der Schlaf dieser Müden, und selbst Heinrich und Charles, welche noch am längsten munter blieben und ihren Gedanken über die gnädige Rettung aus dringenden Gefahren, über die vergangenen Leiden und Mühsale und über die verhüllte Zukunft nachgingen und zu den wunderbar schönen Sternbildern aufschauten, welche durch die dunklen Baumkronen herunterglänzten, versanken bald in einen gesunden Schlaf, welchen selbst die Stechmücken nicht zu stören vermochten.

Am anderen Morgen in aller Frühe war Heinrich munter; der Tag begann kaum zu grauen, aber der weite Sumpf war noch still, von einer Art heiligen Schweigens erfüllt. Leise kletterte er von dem Wurzelstocke herunter ins Boot, um nach dem Kapitän zu sehen, — da fand er diesen starr und gebrochenen Auges im Boote liegen, schon kalt und todt. Er war den Folgen seiner Verwundung in aller Stille erlegen. Mit tiefem, wehmuthsvollem Mitgefühl drückte Heinrich ihm die Augen zu und betete still an der Leiche dieses wackeren Seemannes, dem er zu solchem Danke verbunden war; dann weckte er

seine Gefährten und theilte ihnen die Nachricht mit. Charles war ebenfalls tief erschüttert und selbst auf die beiden Matrosen machte der Tod des Mannes, welchen sie so lange als ihren Herrn und Gebieter anerkannt hatten, einen tiefen Eindruck. In die Freude über die eigene Rettung mengte sich der Schmerz über diesen Tod, welcher gerade mit der Landung an der afrikanischen Küste zusammenfiel. Selbst die Kru-Männer starrten die Leiche mit einem tiefen Respekt an. An Heinrich und Charles aber trat nun die Frage heran, was mit der Leiche zu geschehen habe. Mitnehmen konnte man sie nicht, denn dagegen sträubte sich der Aberglaube der Matrosen, die keine Leiche an Bord dulden wollen, weil sie ihnen Unglück bringen könne. Auch wäre es zwecklos gewesen sie mitzunehmen, da man selber noch kein Ziel hatte, und gefährlich wegen der raschen Zersetzung in diesem feuchtheißen Klima. Beerdigen konnte und versenken wollte Heinrich sie nicht in diesem Sumpfe, und so ward denn endlich sein Vorschlag angenommen, die Leiche des unglücklichen Kapitäns auf dem Wurzelstock desselben Mangrovenbaumes niederzulegen, wo sie ihr Feuer gemacht hatten, und sie mit Zweigen und Pflanzen aller Art zu bedecken. Dies geschah denn auch; nachdem man gefrühstückt und mit den Taschenmessern einen großen Haufen Aeste und grüne Zweige gehauen hatte ward der Leichnam bis auf die Unterkleider entkleidet, auf dem Wurzelhalse flach niedergelegt und ein hoher Hügel von grünem Laubwerk darüber geschichtet; Charles, welcher sein prayer-book oder Gebetbuch der englischen Hochkirche aus dem Schiffbruch gerettet hatte, las die ergreifende Liturgie für den Todten, worauf Heinrich noch ein lautes Gebet sprach, und unsere Seefahrer von dieser Ruhestätte ihres entschlafenen Gefährten Abschied nahmen und im Boote wieder das freie Fahrwasser aufsuchten.

Die ernste Stimmung, welche dieser Auftritt hervorgerufen hatte, ward noch verstärkt durch die Furcht vor dem verderblichen „West-afrikanischen Fieber“, welches an diesen Küsten herrscht und namentlich in diesen Manglaren oder Sumpfwäldern brütend lauert, und durch die Ungewißheit, wohin sich unsere Seefahrer nun wenden sollten. Als man nämlich in dem stilleren Gewässer vor dem Strande so weit seawärts gerudert war, als man vordringen konnte, ohne sich der

Einwirkung der tosenden Brandung auszuweisen, gewahrte man, daß die Küstenlinie beinahe genau unter dem Meridian lag und überall dieselbe Bildung zeigte, nämlich den sumpfigen Strand mit den wirren Mangroven-Dickungen, welche sich meilenweit hinzogen und einen tödtlich einförmigen Charakter trugen, der nur da und dort durch einige emporragende Delpalmen oder Affenbrodbäume, die Charakterbäume dieser Küsten-Vegetation, unterbrochen wurde. Nur nordwärts ragte etwas wie der dunkle Rücken des bewaldeten Vorgebirgs, welchen unsere Freunde schon am vorigen Tage erblickt hatten, über den niedrigen dunkelgrünen Strich der Manglaren empor.

Wohin sollten sie sich nun wenden, um eine menschliche Ansiedelung oder Niederlassung zu finden? dies war die Frage, welche nun an Heinrich und Charles herantrat. Boten ihnen die Manglaren einstweilen auch die nothdürftigste Nahrung, so waren sie doch sehr begierig, zu erfahren, an welchem Theile der westafrikanischen Küste sie gelandet hatten, und dies konnten sie nur in einer menschlichen Ansiedelung erfahren. Nun fragte es sich aber, ob sie eine solche eher in südlicher oder in nördlicher Richtung zu finden hoffen dürften, und dies erörterten Heinrich und Charles jetzt unter einander. Die beiden Matrosen Diverwick und Alboth hatten hierüber kein Urtheil, denn sie waren ja, wie sie offen gestanden, zum ersten Mal an diesen Küsten; aber auch die Kru-Männer vermochten keinen andern leitenden Bescheid zu geben, als den: daß die Dörfer der eingeborenen Neger meist erst hinter diesen Manglaren landeinwärts und an kleinen Creeks oder Flußarmen liegen und gewöhnlich sehr versteckt seien, um sich vor den Ueberfällen der Sklavenhändler zu schützen.

„Wohlan denn,“ sagte Heinrich, „so laßt uns nordwärts steuern, jenem angeblichen Vorgebirge zu! Was Hühnerforb soeben von den Negerdörfern gesagt hat, stimmt ganz mit dem überein, was ich darüber gelesen habe. Ueberdem sind an einem solch hervorragenden Punkte, wie jenes Vorgebirge dort, gewiß auch irgend welche menschliche Niederlassungen, oder es ist vielleicht dort die Mündung eines größeren Gewässers. Jedenfalls aber können wir, wenn wir jenes Vorgebirge erreichen, von dort aus eher eines der Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen gewahr werden, welche zur Unterdrückung des Sklavenhandels

an dieser Küste kreuzen, und von denen wir Schutz und Hülfe erwarten dürfen. Halten wir uns auf der Fahrt dorthin nur einigermaßen der Küste nahe, so entdecken wir vielleicht auch unterwegs schon die Mündung eines Creeks oder irgend einer Einbucht in diesem Manglar, durch welches wir zu einem Dorfe der Eingeborenen gelangen können!"

"Gut, so steuern wir nordwärts und suchen irgend eine Niederlassung der Europäer zu erreichen!" erwiderte Charles. "Ich gestehe, daß ich lieber in die Hände von Christen als von diesen wilden Schwarzen fallen möchte, welche durch die europäischen Sklavenhändler nur mit allen Lastern der Civilisation vertraut und gegen die Weißen feindselig oder mißtrauisch gemacht worden sind." Die Uebrigen waren damit einverstanden, und mit einer frischen Brise ward der Kurs nordwärts genommen.

III.

Die Ungewißheit unserer jungen Seefahrer über den Ort, wo sie sich befanden, hatte etwas Peinliches, denn sie konnten nicht einmal muthmaßen, ob sie sich nördlich oder südlich von der Mündung des Congo-Stromes befänden. Nach den letzten Beobachtungen an Bord der 'Cimbria' waren sie damals etwa unter 3°35' nördl. Breite und unter dem 4.^o westl. Länge von Greenwich gewesen; allein seither hatten sie jenen furchtbaren Sturm erlebt, in welchem das schöne Dampfschiff zum Wrack geworden war, und sie selber in ihrem kleinen Boote willenlos umhergeworfen worden waren, ohne etwas mehr zu wissen, als daß sie, nach dem Stand der Sonne und der Tageslänge zu urtheilen, sich noch ganz in der Nähe des Aequators befinden müßten. Man kann sich daher denken, von welcher Sehnsucht sie erfüllt waren, zu erfahren, an welchem Punkte der Küste sie sich befänden, denn hievon hing ja beinahe ihre ganze Zukunft ab.

Nach Heinrich's und Charles' eigenen geographischen Kenntnissen und nach den Aeußerungen, welche der verstorbene Kapitän Gorth im Boote gegen sie gethan hatte, waren sie zur Zeit des Schiffbruches in jenem Theil des Atlantischen Oceans, wo ostwärts von ihnen die spanischen Inseln Fernando do Po und weiter südlich Annobon und die portugiesischen Inselgruppen von Ilha do Principe und Santo

Thomé der Küste von Unter-Guinea vorlagen, und diese Gewißheit hatte Heinrich veranlaßt, den Kurs in südöstlicher Richtung zu nehmen um eine dieser Inseln zu erreichen. Gleichwohl schien die Küste, welche sich ostwärts von ihnen dehnte, kaum einer von diesen Inseln anzugehören, denn diese waren felsig und mehr oder weniger gebirgig, schwerlich aber von solch ausgedehnten Manglaren eingeschlossen. Führen sie daher wirklich jetzt dem Festlande entlang, so erschienen ihre Aussichten für die Zukunft düsterer, denn sie wußten aus der Geographie, daß dort, außer den portugiesischen Niederlassungen der Insel Corrisco und der Mündung des Gabán-Stromes etwas nördlich vom Aequator, auf einer Küstenstrecke von zwölf Breitegraden bis nach Benguela hinab nur einige wenige portugiesische Häfen (San Paulo de Loanda, Ambriz, Libango u. a.), außerdem aber nur Städte von wilden oder halbwilden Eingeborenen zu treffen sind, bei denen ein paar arme Schiffbrüchige, welche nur das nackte Leben gerettet hatten, kaum eine gastliche Aufnahme, sondern eher Gefahr, Mühsale und Feindseligkeiten erwarteten. Ohne hierüber ein Wort auszutauschen, verstanden Heinrich und Charles sich gegenseitig und waren sich ihrer Lage klar bewußt, wenn sie ihre eigenen Gedanken und Ansichten auch sonst ihren Gefährten nicht mittheilten, um diese nicht zu entmuthigen. Die Matrosen und die Kru-Männer waren dagegen lustig und guter Dinge, schon froh, den Gefahren des Oceans entgangen zu sein und sich dem Lande nahe zu wissen, weil sie dachten: wo Land ist, werden auch Menschen sein.

Während daher Charles und Heinrich mehr seewärts hinausschauten und ihr Auge anstregten, um den Rauch eines Kanonenboots oder die Masten eines Segelschiffes von den englischen oder französischen Kreuzern zu sehen, hielten die vier Ruderer ihr Augenmerk auf das Land gerichtet, um dort eine Mündung oder den Rauch eines Feuers von irgend einem Dorf zu entdecken.

Alein beide Parteien schienen in ihren Hoffnungen getäuscht zu werden, denn weder seewärts noch landwärts wollte eines der gewünschten Zeichen erscheinen. Die Sonne stieg bis in ihr Zenith, der leichte Wind starb hin und in dem glühenden Sonnenbrand war nicht an ausgiebiges Rudern zu denken, zumal unsere kleine Bootsmannschaft unsäglich unter den Qualen des Durstes litt. Man begnügte sich

daher, nach dem Manglar hinzurudern und hier im Schatten der Mangroven-Dickichte und unter dem Schutz der Ebbe zu halten und wieder Austern zu sammeln und Fische zu fangen. Das Wasser war hier brackisch, aber immer noch zu salzig und zu widerlich schmeckend, um davon den Durst löschen zu können, und etwas Schlaf und Ruhe mußten daher den nothwendigen Trunk ersetzen. Sobald aber die Sonne schräger stand, ward wieder aufgebrochen und möglichst nahe an dem Manglar hingerudert, und siehe da! kaum war man eine Seemeile weiter gerudert, so gewahrte man auf der Steuerbordsseite eine Art Nüchtung in den Mangroven, und lief, um eine vorpringende Landspitze biegend, in eine kleine Bai ein, wo die veränderte Färbung des Wassers auf das Vorhandensein einer Barre oder Untiefe oder auf die Nähe eines Flusses deutete.

Mit Jubel wurde diese Entdeckung begrüßt und die Kru stimmten sogleich einen eintönigen Gesang an, zu dessen Takt sie emfiger ruderten. Heinrich holte das jüngst gefertigte Senkloth hervor, peilte, und fand nicht nur blos drei bis vier Faden Wassertiefe, sondern die beschwerenden Roveinnägel brachten auch Wasserpflanzen zu Tage, bei deren Anblick die Kru in einen neuen Jubel ausbrachen, weil sie aus dem Vorkommen derselben die Nähe von süßem Wasser erkannten. Bereits zeigten sich auch zahlreiche Wasser- und Watvögel, und schon nach einer Stunde erreichte das Boot den Schooß der Bai und einen hübschen Fluß von etwa hundert Metern Breite, welcher sich zwischen Mangroven landeinwärts zog und bald andere Baumformen auf seinen niedrigen Ufern zeigte. Charles steuerte in denselben hinein, und Heinrich stand im Bug, peilte fortwährend, um das Fahrwasser zu finden, und kostete hie und da das Wasser, das je länger destoweniger salzig schmeckte, bis man eine Stelle erreichte, wo die Mangrovenbäume seltener wurden und einer anderen Pflanzenwelt wich. Erst als man die erste mächtige Krone eines Baobob-Baumes (*Adansonia*) über die übrige prachtvolle grüne Baumwelt sich erheben sah, riefen die Kru, man solle dorthin halten und landen, denn hier wollten sie vorerst rasten und sich gütlich thun.

Zwar nicht ohne einige Besorgnisse wegen ihrer Sicherheit, aber doch mit einer unaussprechlichen Genugthuung darüber, daß sie nun

wenigstens Festland erreicht und Trinkwasser gefunden hatten, gaben Heinrich und Charles dieser Bitte nach, und es währte nicht lange, so hatte man in der Nähe jenes Baobab eine Uferstelle ausfindig gemacht, welche über der Fluthhöhe lag und wo man zu lagern beschloß. Es war noch lange nicht Abend, aber die Sonne lag nur auf einem schmalen Strich des Flusses, und rechts und links davon lag der afrikanische Urwald in eine feierliche Dämmerung gehüllt und in ein tiefes Schweigen gebettet, welches den Eindruck noch vermehrte. Das Erste, was Hühnerkorb und Rothnagel thaten, war, daß sie sich ihrer Beinkleider, ihrer einzigen Kleidung, entledigten, ins Wasser sprangen, nach Herzenslust tranken und dann wie Fische in der Flut herumplätscherten, jedoch nicht blos, um sich darin zu tummeln, sondern auch um sich ein Abendbrod zu holen, denn es dauerte nicht lange, so warf der Eine einen armslangen Fisch, der andere eine Flußschildkröte von Fußlänge in das Boot herein; dann sammelten sie Muscheln und Austern, und binnen einer Viertelstunde war thierische Nahrung genug für mehr als ein Duzend hungriger Menschen beisammen, und sie schickten sich nun an, ein Abendbrod nach ihrer Weise zu bereiten. Bald loderte ein tüchtiges Feuer unter dem Baobab, und als dasselbe eine rechte Kohlenglut zeigte, ward diese zusammengeharbt und zwei Schildkröten lebendig mit der Rückenschale darauf gelegt und so in ihrer eigenen Schale gebraten, was allerdings auf Heinrich und Charles einen peinlichen Eindruck machte und ihnen als unnöthige Grausamkeit erschien. Allein Hühnerkorb erklärte ihnen: man könne diese Schildkröten nicht anders braten, denn wenn man ihnen auch den Kopf abschneide, würden sie doch noch eine Zeit lang leben, aber ihre Gallenblase würde dann zerpringen und den ganzen Braten verderben, von dessen Köstlichkeit sie eine höchst verlockende Schilderung entwarfen. Heinrich und Charles mußten ihn darum gewähren lassen, und Hühnerkorb überwachte seine beiden Braten sorgfältig und harpte immer mehr glühende Kohlen vom Feuer heran, während Rothnagel die beiden Matrosen im Braten der Fische unterwies, von denen er große Stücke, an hölzerne Stöcke gespießt, langsam über der Glut drehte und von Zeit zu Zeit ein Stück mit dem Messer herunterhieb, um zu sehen, ob sie schon gahr seien.

„Oh, gute Mahlzeit — bom festim, senhores,“ sagte Rothnagel grinsend zu unseren beiden Freunden, „oh, viel gut Essen!“

„Nun ja, verhungern werden wir nicht, aber die Mahlzeit würde noch köstlicher werden, hätten wir nur etwas Gemüse oder Brod dazu oder auch nur eine Rübe oder Batate,“ sagte Charles.

„Oh, das auch möglich, Senhor! Rothnagel sogleich holen, wenn Fisch gar ist.“

„Gut, so will ich für Dich den Fisch braten, während Du mir das Brod schaffest! Ich weiß schon, wie man Fische brät,“ sagte Charles, nahm ihm die beiden Hölzer aus der Hand und drehte sie kunstgerecht über der Gluth.

Rothnagel nickte grinsend, stand dann auf, nahm sein Messer, welches neben ihm in der Erde steckte, und ging in den Wald, von wo er bald mit einem Arm voll Knollen und Zwiebeln verschiedener Pflanzen zurückkehrte, die er mit Selbstgefühl auf den Boden warf. „Hier Brod und Gemüse für Senhor,“ sagte er und versuchte Charles begreiflich zu machen, daß diese Knollen und Wurzeln in einem Topf zusammengekocht eine papa, einen Brei, geben würden, so gut wie der beste Reis, den man den Aru als beinahe einzige tägliche Ration auf den Schiffen reicht, — daß man sie aber auch in der Gluth rösten und genießbar machen könne.

Charles war einigermaßen mißtrauisch, und bemerkte lächelnd: er habe leider keinen papeiro oder Breitopf; er werde daher kaum Gebrauch davon machen können. Als aber auch Hühnerkorb bestätigte, daß diese Knollen und Zwiebeln eßbar und bom prato, gute Speise, seien, und als Heinrich herbeikam, und es bestätigte, so schwanden Charles' Zweifel und er fragte Heinrich, wie er sie denn zubereiten solle.

„Das will ich Dir sogleich zeigen, lieber Charles“, versetzte Heinrich. „Ich habe zunächst für unsere Sicherheit zu sorgen gesucht und die alten Schüsse aus meinem Doppelgewehr und den beiden Revolvern des armen Kapitäns gezogen, damit wir unsers Feuers sicher sind, falls wir angegriffen werden sollten, denn das Pulver der früheren Ladungen konnte feucht geworden sein; aber nun sind wir gerüstet. Ich will jetzt ebenfalls an der Zubereitung unsers Abendbrods theilnehmen, um nicht unter die ‚unnützen Mäuler‘ gerechnet zu

werden. Diese Knollen hier gehören einer Art Kolokasie an, welche auch im Binnenlande vorkommt; diese Zwiebeln hier sind dagegen von Calla-Arten und Amarylliden, welche meist unschädlich sind und gebraten gar nicht übel schmecken. Sieh, wenn man die Knollen der Kolokasien in vier Schnitze spaltet, in Wasser quellt und dann scharf ausdrückt, so verlieren sie ihren etwas herben Saft, der sich dann über der Glut vollends verflüchtigt, und ein Gleiches geschieht, wenn man die Zwiebeln hier zerschneidet und ihren Saft ausdrückt; es bleibt dann zwischen den Hautschichten und in den Zellen noch etwas Stärkemehl zurück, das sie schmackhaft und nährend macht, so daß sie die Stelle von Brod vertreten können“.

Unsere beiden jungen Freunde kauerten sich dann ebenfalls am Feuer nieder und rösteten an der Spitze ihrer Messer und an spitzen Rohrstengeln die Schnitze der Knollen und Zwiebeln, was ihnen die beiden Matrosen sogleich nachmachten. Es dauerte denn auch nicht lange, so hatte jeder von den Weißen ein paar Hände voll von diesem Brodsurrogat geröstet, und nun kündigte Hühnerkorb an, daß seine Schildkröte schon gahr sei. Dies erlah er daraus, daß die Bauchschale des gebratenen Thieres sich mit dem Messer ablösen ließ, und als dies geschehen war, entfernte er mit einem geschickten Schnitt die Gallenblase und bot nun den beiden jungen Weißen den Braten zum Kosten an, während er die zweite größere Schildkröte vollends fertig machte.

Charley zögerte noch, den Braten zu kosten, der allerdings köstlich duftete. Heinrich begriff sein Bedenken und wußte durch einen Schnitt und eine gewandte Handbewegung die Eingeweide herauszunehmen; als er aber dieselben wegwerfen wollte, sprang Rothnagel herzu, fing den ganzen Klob mit der Hand auf und verzehrte ihn siedendheiß und mit dem größten Behagen, indem er den beiden jungen Weißen erklärte, daß dies ja gerade der leckerste Bissen sei, namentlich der Eier wegen. Charles und Heinrich verzichteten jedoch gern auf diesen Genuß, ließen sich aber das fette gallertartige Fleisch der Schildkröte trefflich munden, und bedauerten nur, es nicht mit etwas Salz und Citronensaft abschmecken zu können, wodurch es noch besser geworden wäre. Die Fische und die gebackenen Knollen und Zwiebeln lieferten

aber eine treffliche Zuspeise dazu, und als sie sich alle gesättigt und ihren Durst mit dem lauwarmen Wasser des Flusses gelöscht hatten, machte Heinrich den Vorschlag, noch eine Anzahl Colocasientknochen zu suchen und zu rösten, damit sie noch einen Vorrath von Proviant bekämen. Das geschah denn auch mit Hülfe der beiden Matrosen; die Krü aber waren zu träge dazu, sondern legten sich an die Erde nieder und schliefen, denn diesen Natursöhnen erschien eine solche Vorsichtsmaßregel höchst überflüssig.

Bis man die gesammelten Wurzelknochen noch geröstet hatte, war mittlerweile der Abend eingebrochen, und um einigermaßen vor Prokribiden, Leoparden oder anderen wilden Thieren gesichert zu sein, beschloßen Heinrich und Charles, abwechselnd zu wachen und das Feuer zu unterhalten, während die Andern schliefen. Dies geschah denn auch und ohne Abenteuer verlief die Nacht.

Mit Tagesgrauen weckte Charles seine Gefährten und die Krü-Männer sorgten wieder für ein Abendbrot, während die beiden Matrosen das Boot umkehrten und gründlich ausschöpften, die beiden jungen Freunde aber mit einander beriethen, ob es klüger sei, den Fluß hinauf zu fahren und irgend ein Negerdorf aufzusuchen, oder nach dem Vorgebirge zu steuern, das nur noch wenige Seemeilen entfernt erschien. Ihr eigener Wunsch hätte auf letzteres abgezielt, allein da die Krü-Männer, als man sie vor die Wahl stellte, sich dafür entschieden, den Fluß vollends hinanzufahren, bis man irgendwo die Spuren eines Negerdorfes entdecken und sich überzeugen könne, ob man es mit friedlichen oder feindlichen Leuten zu thun habe, so entschieden sich auch die beiden Matrosen dafür, und man wollte sogleich nach dem Frühstück aufbrechen.

Noch kaute jeder an den letzten Bissen, als einer der Krü aufsprang, und mit allen Zeichen des Schreckens sich vorwärts beugte, um zu horchen, und mit einer Handbewegung seinen Gefährten schweigen gebot.

„Trommler!“ flüsterte er erschrocken, — *tambores ou caixas* — das sind Sklavenhändler oder ein wildes Volk, um *povo bravo*, um *povo sevalgem*! Schnell, Boot verstecken, in Busch kriechen!“

„Ich höre nicht das Mindeste,“ flüsterte Charles; „es ist leere Einbildung!“

„Nein, Senhor — eine Trommel, bei allen Heiligen,“ versetzte nun auch Nothnagel, der ebenfalls aufgesprungen war.

Auch Heinrich hatte noch nichts gehört, aber er vertraute den weit schärferen Sinnen dieser Halbwilden und glaubte ihre Warnung nicht in den Wind schlagen zu dürfen.

„Abßt vor Allem den Rest des Feuers, Leute!“ sagte er. „Vor= erst höre ich noch nichts, und deshalb müssen die wilden Leute noch fern sein. Nur den Kopf nicht verloren! Wenn es Sklavenhändler sind, so ist die Gefahr nicht groß, sondern eher die Rettung nahe, und es fragt sich, ob wir nicht besser thun würden, ins Boot zu steigen, hinaus in die Bucht zu rudern und dort zu erwarten, was dieses Trommeln bedeute. Kommt es denn näher? hört ihr es deutlicher?“ fragte er die beiden Kru-Männer, welche dies bestätigten. Bald darauf glaubte auch Heinrich einen fernen Trommelschlag zu vernehmen, und die Unruhe der beiden Neger wuchs. Sie wollten nichts davon hören, sich im Boote zu flüchten, obwohl man noch einen namhaften Vorsprung erlangt haben würde und jedenfalls noch den Vortheil gehabt hätte, sich auch in der Bucht oder in dem Manglar zu verstecken, ohne Gefahr zu laufen, daß man dem Boote die Flucht abschneide oder es blokire. Da die Matrosen die Besorgnisse der Kru bemerkten und außer ihren Kappmessern, einem Beil und zwei Machetes oder Fäschinmesser keine Waffen hatten, Heinrich und Charles aber nur mit einem Doppelgewehr und den beiden Revolvern des Kapitäns Horth versehen waren, so pflichteten Zem Alboth und Ned Liverwic den beiden Schwarzen bei, es sei klüger, sich zu verstecken und den Feind vorüber ziehen zu lassen. Mit Widerstreben gaben Heinrich und Charles nach, denn hier war mit Gewalt nichts zu erreichen. Ruder und Segel wurden versteckt, das Boot unter den überhängenden Nesten des Ufers verborgen, und die gerösteten Knollen in ein Taschentuch eingebunden an einem Aste aufgehängt, worauf jeder sich so gut wie möglich am Lande versteckte.

Heinrich und Charles blieben beisammen. Zwischen den Wurzeln des mächtigen Baobab lagernd, erwarteten sie gefaßt die weitere Ent-

wickelung des drohenden Abenteuers, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Eine lange peinliche Stunde verging; der Trommelschlag war eine Zeitlang verstummt; dann erscholl er plötzlich ganz nahe und ziemlich deutlich.

„Das ist keine Trommel der Wilden, sondern der regelmäßige Marschtakt europäischer Soldaten, Charles!“ rief Heinrich und sprang beinahe freudig auf. „Das sind Europäer, Soldaten, auf dem Marsch, und ich glaube, dieser Hasensfuß von Kru hat uns eine unnötige Besorgniß eingejagt.“

„In der That, es klingt genau wie die Trommel einer aufziehenden Wache,“ entgegnete Charles, ebenfalls horchend; „aber wie sollten Soldaten hierher kommen? Sollten es Leute von einem britischen Negerregiment sein?“ setzte er beinahe hoffnungsvoll hinzu; „oder wären es etwa britische Marine-Soldaten, welche auf einem Streifzuge gegen Sklavenhändler begriffen sind?“

„Es kann wohl kaum etwas Anderes sein,“ meinte Heinrich; „nur begreife ich nicht, wie eine Abtheilung von Soldaten in diesem Sumpf und Urwald sollte marschiren können. Es ist übrigens unverkennbar ein europäischer Trommler oder wenigstens eine europäische Trommel, wie auch die Kru erkannt haben, denn die Klänge eines afrikanischen Tam-tam hätten sie wohl deutlich unterschieden . . . Je nun, wie dem auch sein mag, ich bin geneigt, jedenfalls ein gutes Zeichen für uns in diesen Tönen zu erblicken!“

Wenige Minuten später sahen die beiden Jünglinge, welche sich nun nicht mehr so sorgfältig verstecken zu müssen glaubten, in dem Fahrwasser des Flusses einige große Rähne mit schwarzen Ruderern herunter kommen, und hinter diesen ein hübsches Fahrzeug von europäischer Bauart mit einem Mast, von welchem aber das Top abgenommen war. Es waren drei Rähne, jeder mit acht bis zehn Ruderern und einigen Steuerleuten, und im Bug des vordersten Rahnens saß ein junger Mulatte in einem Anzug von hellblauem Baumwollstoff und mit einer rothen französischen Soldatenmütze auf dem Kopf, welcher die Trommel schlug, während die Ruderer dazu im selben Takte ihr eintöniges, nur aus wenigen Sylben bestehendes Liedchen sangen. Auf dem Verdeck der kleinen Yacht aber, welche nur

im Schlepptau der Boote lief, lag in einem rohrgeflochtenen Lehnstuhl ein Europäer in einem leichten Anzug von hellblauer Cotonnade, mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopf, und rauchte gemüthlich seine Cigarre, während ein alter wettergebräunter Bursche, aber jedenfalls ein unverkennbarer Europäer, am Steuerruder der Yacht stand und diese steuerte.

Die Rähne sowohl wie das Verdeck der Yacht waren mit Körben und Päckern und Fässern belastet, und die Abwesenheit von Waffen und Bewaffneten ließ diesen Fahrzeugen ein solch friedliches Gepräge, daß Heinrich — so fremdartig ihn dieser Anzug auch anmuthete, — doch überzeugt war, dieses kleine Geschwader könne nicht dasjenige eines Sklavenhändlers sein, sondern müsse friedlichen Handelszwecken dienen.

„Charles, ich glaube, wir haben hier nichts zu befürchten, wenn wir uns zu erkennen geben,“ sagte Heinrich und sprang auf. Charles Mackay folgte seinem Beispiel, und beide traten hinter den Wurzeln des Baobab hervor und so nahe wie möglich an den Wasserrand; Heinrich legte sein Gewehr auf den Boden nieder, streckte beide Arme von sich, schwenkte seine Mütze und rief aus Leibeskräften: „Se, he, Ship ahoy!“

IV.

Dieser Ruf, welcher in dem stillen Urwald ordentlich widerhallte, brachte plötzlich ein wildes Leben in diese friedliche Scene. Der Trommler unterbrach sich in seinem Trommelschlag, sprang auf und griff nach einem Gewehr, welches neben ihm im Bug lehnte, die Ruderer hielten einen Augenblick inne, die schwarzen Steuerleute ergriffen Gewehre und Lanzen, und der junge Europäer unter dem Zeltbache der Yacht stand von seinem Stuhl auf, nahm eine Doppelflinte vom Boden herauf und sah sich rasch nach dem Punkte um, von wo der Ruf erklungen war. Als er hier aber nur zwei junge Männer in europäischer Kleidung ohne Waffen erblickte (denn Heinrich und Charles trugen ihre Revolver in den Taschen ihrer Beinkleider), wich seine Bestürzung einer ganz natürlichen Verwunderung.

„Qui vive (Wer da)?“ rief er.

„Amis (gute Freunde),“ erwiderte Heinrich, welcher geläufig Französisch sprach.

„Wer seid ihr?“

„Schiffbrüchige, die hier übernachtet haben!“

„Wie kommt ihr hierher? wie viel sind eurer? wo ist euer Boot?“ rief der junge Kapitän, welcher sich durch seine Sprache als Franzose zu erkennen gab.

„Wir sind unser sechs, mein Herr! dieser Mister Mackay hier, ein Engländer, sodann zwei Matrosen, der eine ein Engländer, der andere ein Amerikaner, zwei Kru-Männer, und ich, Heinrich Hermann, ein Deutscher,“ erwiderte Heinrich. „Wir haben mit dem englisch-afrikanischen Postdampfer ‚Cimbria‘ Schiffbruch gelitten und uns mit dem Kapitän derselben zu siebzehn auf einem Boote gerettet und sind allein noch von den siebzehn übrig. Unser Kapitän erlag gestern einer Wunde, welche er nach dem Schiffbruch erhalten hatte, allein wir haben das Log und die Schiffspapiere gerettet, und unser Boot liegt dort versteckt. Wir versenkten es, als wir euer Trommeln hörten und uns in der Nähe feindlicher Negerstämme wähten. Wir bitten euch, mein Herr, nehmt uns um Gotteswillen auf oder sagt uns wenigstens, wo wir uns befinden, und wie wir am schnellsten nach einer menschlichen Niederlassung gelangen können, denn wir haben nur das, was wir auf dem Leibe tragen, und weder Waffen noch Lebensmittel?“

Die Nacht war mittlerweile mit der Strömung so nahe herangekommen, daß sie dem Standpunkte der beiden jungen Männer gegenüber hielt, und der junge französische Kapitän konnte deutlich an dem hagern und verstörten Aussehen und Aufzug der Beiden sehen, daß sie die Wahrheit sprachen.

„Du lieber Himmel, wie seht ihr aus!“ rief er nun in deutscher Sprache und mit einem unverkennbaren elssässischen Accent. „Wann habt ihr Schiffbruch gelitten?“

„In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, gerade vor acht Tagen,“ erwiderte Heinrich nun ebenfalls in deutscher Sprache.

„Ihr dauert mich, arme Bursche! es ist ein wahres Wunder, daß ihr durch diese Brandung hindurch das Land erreicht habt,“ sagte der französische Schiffer. „Nun aber soll eure Noth ein Ende

haben, denn ich werde euch aufnehmen und nach der Niederlassung am Gaban bringen, wohin ich soeben zurückkehre. Sind das eure Gefährten, Herr Hermann?" fragte er und deutete auf die vier Anderen, welche sich, ermutigt und beruhigt durch den Anblick europäischer Schiffer und durch das friedliche ‚Palaver‘ allmählig herbeigewagt hatten. Heinrich bejahte. „Nun denn, so macht euer Boot flott und rudert an Bord, damit ich euch mitnehme.“

Auf Heinrich's Befehl und die Nachricht, daß diese französischen Fahrzeuge sie nach dem Gaban bringen würden, machten die beiden Matrosen und die Krn sich sogleich daran, das Boot aus dem Wasser zu ziehen und flott zu machen, während Heinrich hinging, um seine Jagdtasche und das Bündel mit dem Logbuch und den Schiffsapapieren zu holen, Charles aber sich anschickte, die Kleider abzulegen und nach der Nacht hinüber zu schwimmen.

„Um's Himmels willen, bleibt ruhig am Lande, junger Mann, und wartet, bis das Boot fertig ist!“ rief der französische Kapitän nun Charles ängstlich zu. „Es ist für einen Europäer gefährlich, in diesen Gewässern zu schwimmen, denn sie wimmeln von Krokodilen und Wasserschlangen, von welch letzteren einige sehr giftig sind und von der hellen Haut der Europäer besonders angezogen werden. Ich kann weder mit den Rähnen noch mit der Nacht das Fahrwasser verlassen und mich dem Ufer nähern, wegen der Untiefen und der Häufigkeit versunkener und festgerammter Baumstämme, und das kleine Boot, welches an unserm Stern hängt, ist schon leet. So wartet denn in Gottes Namen die paar Minuten, bis euer Boot flott ist und euch von dieser Insel hinwegbringen kann.“

„Ich danke Ihnen für diese Warnung, mein Herr“, erwiderte Charles und kleidete sich rasch wieder an; aber sind wir denn auf einer Insel? ist es die Insel Annobon?

„Nicht doch, Annobon liegt wenigstens hundert Seemeilen westwärts draußen in See“, erwiderte der französische Kapitän. „Wir sind in dem ungeheuren Delta der Mündungen des Ogowai-Stromes, etwa zwölf Meilen südwärts vom Kap Lopez, aber der Boden, auf dem Sie stehen, mein Herr Engländer, ist eine der Bauminselfen, wie wir diese Waldstücke nennen, welche auf den älteren Anschwemmungen

dieses Delta sich gebildet haben. Ihre Insel ist vielleicht kaum ein Quadratkilometer groß und auf den andern Seiten von größeren oder kleineren Creeks oder Flußarmen umgeben, wie Sie bald sehen werden."

Wenige Minuten später war das Boot flott und ruderte herüber; auf die Weisung des Kapitäns sollten Hühnerkorb und Nothnagel an Bord des mittleren Rahns steigen, welcher noch einige Ruderer gebrauchen konnte, und wo sie sich bald von lauter Landsleuten umgeben sahen, denn die Ruderer und Seeleute waren lauter Kreuz-Männer, und nur die Bootsen, deren jeder Rahn zwei zählte, waren Eingeborene dieser Gegenden, vom Stamme der Mpongue oder Pongos. Die vier Weißen aber lud der französische Kapitän ein, an Bord der Yacht zu kommen, wo sie von den Franzosen in herzlichster Weise willkommen geheißen und mit einem biedern Handschlag begrüßt wurden.

"Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle, meine Herren", sagte dann der Franzose, ein hübscher junger Mann von etwa acht- undzwanzig Jahren, von mittlerer Größe, breiten Schultern und einem Gesicht von orientalischem Schnitt, mit krausen schwarzem Haar und einem schwarzen Schnurrbart und Knebelbart. "Ich heiße Marcel Lion oder eigentlich Moses Leb und bin ein Elsässer von Geburt, aber seit fünf Jahren hier am Gabün, als Unterfaktor und Acquisiteur oder Einkäufer der Firma Mersfeld Salmons & Comp. in Bordeaux, welche ein Zweiggeschäft in der französischen Faktorei am Gabün besitzt. Und nun lassen Sie mich vor Allen hören, womit ich Ihnen dienen kann, meine Herren? haben Sie schon gefrühstückt?"

"Gewiß!" erwiderte Heinrich lächelnd; "gebratene Fische und Schildkröten hätten uns eine lukullische Mahlzeit geliefert, wenn wir nur ein Gramm Salz und einen Mund voll Brod oder Zwieback dazu gehabt hätten. Wir waren jedoch nach dem langen Hungern auch mit diesem Mahle zufrieden. Wenn ich aber Ihre Güte um etwas in Anspruch nehmen darf, so bitte ich Sie freundlich um — einen Kamm, um mein wirres Haar ordnen zu können!"

"Den sollen Sie haben, Herr Hermann, denn glücklicherweise gehören Kämme zu unsern Tauschwaaren für die Eingeborenen!"

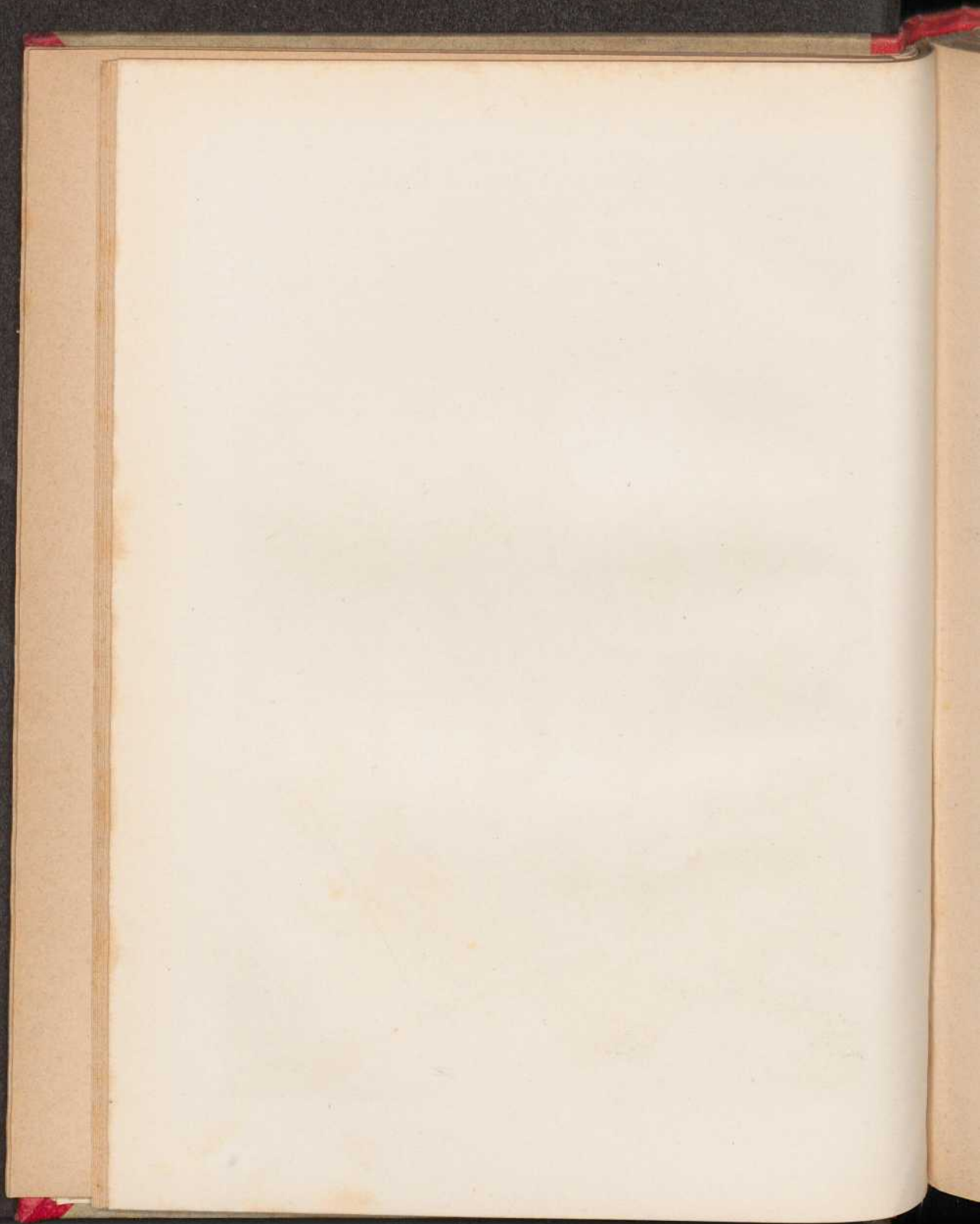
„He, Louis!“ rief er einem Mulattenknaben zu, „bring’ mir das Kistchen mit den Kämmen und eine Flasche Portwein mit Gläsern, denn wir wollen wenigstens auf Ihre Rettung anstoßen, meine Herren! und Sie müssen mir dann ausführlicher erzählen, wie Sie hierher an diese Küste verschlagen worden sind. . . . So, hier sind die Kämme, meine Herren! Nun wählen Sie sich welche aus, denn ich begreife, welche Qual für einen gebildeten Menschen in diesem Klima ein solches, durch Schweiß, Seewasser und Schmutz verfilztes Haar ist! — Sie haben da ein prächtiges Doppelgewehr, Herr Hermann“, sagte er dann zu diesem; „haben Sie dies aus dem Schiffbruch gerettet? Ist es Ihr Eigenthum?“

„Nicht doch, es ist nur anvertrautes Gut“, erwiderte Heinrich. „Einer meiner Lehrer in Deutschland bestand darauf, es mir für diese Reise zu leihen, damit ich ihm für die Sammlung seiner Anstalt Thier- und Vogelbälge von meiner Jagdbeute schicke. Und eben weil es fremdes Eigenthum ist, hab’ ich es mit Opfern aus zwei Schiffbrüchen gerettet.“

„Aus zwei Schiffbrüchen? wie soll ich dies verstehen?“ fragte Herr Lion lebhaft.

„Ja, ich wollte, nachdem ich meine Erziehung in Deutschland erhalten hatte, mit dem Dampfer „Havelock“ nach dem Kaplande gehen, um zu meinen Eltern nach der Missionsstation meines Vaters im Bakalahari-Lande zurückzukehren, als am 8. Februar etwa unter 21° n. Br. an Bord des „Havelock“ Feuer ausbrach und das Schiff verlassen werden mußte. Besatzung und Passagiere retteten sich in sieben Booten, und drei derselben wurden am 17. Februar von dem Bremer Barkschiff „Mila“ aufgenommen, welches auf der Heimreise von Ceylon aus begriffen war und uns nach Teneriffa bringen wollte. Ich war in dem Boote des zweiten Offiziers gewesen und hatte aus dem Schiffsbrand wenigstens mein Handgepäck und dieses Gewehr gerettet. Auf der Höhe des Kap Branco begegnete die „Mila“ dem Dampfer „Cimbria“ von der britisch-afrikanischen Gesellschaft, welcher beilegte, um das Nähere über den Untergang des „Havelock“ zu erfahren und sich allfällig nach dessen Booten umsehen zu können. An Bord der „Cimbria“ war ein höherer Beamter der Londoner





Missionsgesellschaft, welcher meinem Vater persönlich bekannt war und wohlwollte; dieser hatte nicht sobald erfahren, daß ein Sohn jenes Missionär Hermann von der Baseler Missionsgesellschaft an Bord war, als er mich zu sehen verlangte und mir den Vorschlag machte, mich auf der „Cimbria“ mitzunehmen, welche nicht sehr viele Passagiere an Bord hatte. Ich willigte ein und trat an Bord der „Cimbria“ über und wir hatten eine angenehme und glückliche Fahrt, bis wir vor zehn Tagen von einem furchtbaren Orkan, einem wahren Wirbelsturm, erfaßt wurden, während dessen Schiff und Dampfmaschine so schwere Beschädigungen erlitten, daß die „Cimbria“ einen großen Beck sprang und endlich aufgegeben werden mußte, da wir keine Dampfkraft mehr zum Pumpen hatten und Menschenkräfte nicht mehr hinreichten, das eindringende Wasser zu bewältigen. In der Verzweiflung und Verwirrung, welche dieser Unfall hervorrief, wurden alle Bande der Disciplin und Ordnung gesprengt, und nur mit Mühe gelang es, die Frauen und Kinder und die älteren Personen in die Boote zu retten. Charles Macay und ich aber blieben bei dem wackern Kapitän Horth, welcher als der Letzte sein Schiff verließ, und hüteten mit geladenen Gewehren das letzte kleinste Boot für den Kapitän und drei seiner Getreuen, welche noch mit uns anhielten, so daß wir zu sechs zu allerletzt das Schiff verließen, nachdem wir noch mit äußerster Mühe etwas Trinkwasser und Lebensmittel in demselben geborgen hatten. Das Wrack der „Cimbria“ versank, als wir kaum eine Kabellänge von demselben entfernt waren. Ungefähr eine Stunde später holten wir eines der Boote ein, welches von dem vierten Offizier der „Cimbria“ kommandirt wurde, aber überfüllt war und in Sicht von uns umschlug, und von dem wir noch elf Mann retteten, welche schwimmend oder an Ruder, Tönchen u. s. w. angeklemmt auf den Wegen umhertrieben. Zum Dank dafür meuterten mehrere von diesen Burschen, welche wir gerettet hatten, unter der Führung einiger spanischer Matrosen, welchen der Kapitän Branntwein zu reichen verweigerte, als sie sich über die verkürzten Rationen beklagten, und in der Balgerei, welche dadurch in dem kleinen Boot entstand, wurde einer der Meuterer erschossen und der Kapitän durch einen Schlag so schwer verwundet, daß er den Folgen davon erlag.

Dem Umstand aber, daß Charles mit einem Revolver des Kapitäns in der Hand und ich mit meinem Doppelgewehr auf die Aufforderung des Kapitäns Horth die Zolle geschützt hatten, mit welcher wir uns retteten, verdanke ich es, daß ich nur dieses Gewehr und meine Jagdtasche gerettet, mein kleines Handgepäck aber verloren habe, wie denn wohl die meisten der Passagiere und Mannschaften der „Cimbria“ wenig mehr als das nackte Leben geborgen haben mögen.“

Herr Lion drückte seinen beiden jungen Gästen schweigend die Hand, denn er wußte die Bescheidenheit zu würdigen, mit welcher der junge Deutsche die Geschichte ihres uneigennütigen und selbstlosen Opfermuthes erzählt hatte. „Welch' ein harter Schicksalschlag, meine Herren!“ sagte er im Tone einer aufrichtigen Hochachtung, „Sie haben also ebenfalls Ihr Gepäck verloren, Herr Maday?“

„Zu dienen, Herr Lion! ich kann nun mit jenem Philosophen des Alterthums sagen: *Omnia mea mecum porto* — ich trage mein ganzes Vermögen auf dem Leibe“, versetzte Charles mit einem wehmüthigen Lächeln. „Meine Kleider und Wäsche, meine Bücher und mein Bißchen Geld liegen unwiederbringlich auf dem Grunde des Oceans. Ich hatte zwar meine Habe versichert, aber in meiner Börse find keine zwanzig Schillinge.“

„Aber was wollen Sie nun beginnen, meine Herren?“ fragte Herr Lion theilnehmend. „Haben Sie schon irgend einen Plan gefaßt?“

„Mit nichts, Herr Lion; dazu hatten wir seither keine Zeit,“ erwiderte Heinrich. „Es galt für uns seither zunächst, unser Leben zu retten und das Land zu erreichen, und die Sorge hierfür hat uns so sehr in Anspruch genommen, daß wir keine Gedanken für unsere weitere Zukunft hatten. Was uns nun zu thun obliegt, erscheint mir einfach. Das Erste, was ich wenigstens zu thun gedenke, ist: meine guten Eltern durch einen Brief wenigstens darüber zu beruhigen, daß ich noch am Leben bin, um sie der Ungewißheit über mein Schicksal zu entreißen oder ihnen wenigstens möglichst schnell von meiner Rettung Kunde zu geben, falls sie von dem Untergang des verbrannten Dampfers „Havelock“ schon gehört haben. Diesen Brief abzusenden, wird meine erste Sorge sein, sobald ich die Station am Gabán oder irgend einen

Ort mit Postverbindung erreicht haben werde; auch meinen Verwandten und Bekannten in Deutschland bin ich diese Nachricht schuldig. Ist dieser Pflicht genügt, so werde ich mein ferneres Schicksal mit stiller Ergebung und heiterem Muth in die Hand nehmen, und der allmächtige Gott, welcher mich so sichtbarlich aus zahllosen Gefahren errettet hat, wird mir seine fernere Hilfe nicht entziehen. Zwar habe ich Manches verloren, was für mich sehr werthvoll war; aber als ein gläubiger Christ darf ich darüber nicht murren und klagen, und muß mir sagen: das Unerseßlichste, das höchste Geschenk, nämlich das Leben, hat mir Gottes unerschöpfliche Vaterhuld erhalten; — das Andere, was er mir schenkte, mag verloren sein, und so spreche ich mit Ergebung: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

"Amen!" sagte Charles gerührt; „Du sprichst auch mir aus der Seele, Hal!"

"Aber das ist ja eine fürchterliche Lage, meine Herren!" sagte Lion tief ergriffen.

"Oh nein, sie erscheint mir nicht einmal so fürchterlich, wie Sie glauben, lieber Herr!" versetzte Heinrich mit einem sanften Lächeln. „Es ist einfach nur die Lage armer Schiffbrüchiger, und wir sind ja die Ersten nicht, welche die Vorsehung in eine solche Lage versetzt hat. Nackt und bloß kommt der Mensch zur Welt, nackt und bloß verläßt er sie. Was zwischen diesen beiden Endpunkten liegt, ist die Prüfungszeit, in welche unsere irdische Bestimmung uns versetzt hat, und in welcher wir die Gaben benutzen sollen, die uns der Schöpfer verliehen hat. Wir bitten ihn täglich um unser tägliches Brod, und er giebt es uns, wenn wir es redlich verdienen wollen, ja sogar noch mehr; was er uns aber darüber giebt, das ist ja ebenfalls nur die freie Gnade Gottes."

"Nun ja, das ist Alles wohl wahr und gut, ganz wie es im Buche steht," meinte Lion; „aber was wollen Sie zunächst thun, meine Herren? frage ich."

"Wir wollen arbeiten, arbeiten nach Maßgabe unserer Kräfte und Fähigkeiten, ehrlich und redlich, wie wir es gelehrt wurden", gab Heinrich ruhig und zuversichtlich zur Antwort. „Wären wir an der

Küste irgend einer brittischen Kolonie oder Besizung, so würden uns die Behörden vielleicht die Mittel gewähren, unser Ziel, nämlich in meinem Falle die Kapstadt, in Charles Maday's Falle die Hafenstadt Durban im Natal-Lande, zu erreichen, indem man uns als Zwischen-decks-Passagiere in irgend einem Schiffe weiter beförderte oder uns Gelegenheit gäbe, unsere Ueberfahrt dorthin durch Seemannsdienste abzuverdienen. Vielleicht würden sich auch gute Menschen finden, welche uns durch Almosen unterstützten. Aber glauben Sie, daß ich für meinen Theil dies annehmen würde?"

"Nun, und warum denn nicht?" fragte Lion. "Almosen nehmen ist ja keine Schande. Was wollten Sie sonst Anderes thun?"

"Sagt' ich es nicht soeben?" versetzte Heinrich. "Almosen nehmen kann der Arme, der Krüppel, der Kranke, — mit nichts aber der Gesunde, welcher arbeiten kann. Glauben Sie denn, ich hätte den Muth, vor meine guten Eltern als Bettler hinzutreten und zu sagen: Hier bin ich; Gott und gute Menschen haben mich weiter befördert, ich selbst aber nichts gethan, um mein Loos zu verbessern, um zu beweisen, daß ich durch meine Erziehung und Ausbildung in den Stand gesetzt worden bin, die Prüfung zu bestehen, welche Gott über mich verhängt hat!? — Nicht doch, Herr Lion! Ich werde nur um Ein Almosen bitten: um Arbeit, welche meinen Kräften und Fähigkeiten angemessen ist. Und eine solche Gelegenheit, sich nützlich zu machen, findet der Mensch, wenn er nur will, unter allen Zonen. Ich werde also jede Arbeit annehmen, welche sich mir irgend darbieten wird. Ich werde unverdrossen und freudig mich zu jeder ehrlichen Hantirung verwenden lassen und fleißig und genügsam mich hinaufarbeiten von den bescheidensten Anfängen an, und mein unerschütterlicher Glaube an Gottes Vaterkreue und an den Erfolg eines ernstern Willens wird mich in den Stand setzen, im Lauf der Zeit wieder so viel zu verdienen, daß ich die Reisekosten bis an meinen Bestimmungsort bestreiten und in einer Ausrüstung, wie sie meinem Stande und meiner Bildungsstufe geziemt, vor meine theueren Eltern treten und sprechen kann: Hier bin ich, meine lieben Eltern! geprüft und bewährt und gestählt und gehoben bin ich aus diesen Mühsalen hervorgegangen, welche mein Gott zu meiner Besserung und Prüfung

über mich verhängt hat! — Und mein Vater, wenn ihn die Gnade Gottes dies erleben läßt, wird mir dann freundlich die Hand reichen und mich doppelt willkommen heißen, weil er sieht, daß ich Glauben und Treue gehalten habe bis ans Ende . . . Sollte ich es aber auch nicht erleben, sollte ich inmitten dieser Prüfung hinweggerafft werden," setzte Heinrich mit leise bebender Stimme hinzu, „so kann ich wenigstens dann ruhig sterben und mit Zuversicht vor den Thron des gerechten ewigen Richters treten!"

„Heinrich, Du hast Recht, Du hast mir die Seele mit Muth und Trost erfüllt — ich werde Deinem Beispiel folgen!" rief Charles gerührt und drückte seinem Gefährten warm die Hand.

„Ja, fürwahr, Sie haben Recht, meine jungen Freunde!" jagte Herr Lion tief ergriffen. „Ich kann Ihnen nur beipflichten und Sie müssen mir erlauben, daß ich mein Möglichstes versuche, um Sie in Ihrem Vorhaben zu unterstützen. Zwar darf und kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß es vielleicht am Gabün nicht so leicht werden wird, eine geeignete Verwendung für Sie zu finden, denn in unserer kleinen französischen Kolonie gehen die Geschäfte nur flau; aber in unserer Nähe sind ja auch englische und amerikanische Niederlassungen, wo sich eher etwas für Sie thun läßt."

„Wir nehmen Ihr Anerbieten dankbar an, lieber Herr," sagte Heinrich vertrauensvoll. „Sind wir nur erst an Ort und Stelle, so wird sich schon etwas finden — wo der Wille vorhanden ist, da findet sich auch der Weg."

V.

Von diesem Augenblick an behandelte Herr Lion seine Gäste mit der freundlichsten und auszeichnendsten Fürsorge, zumal als Heinrich und Charles ihn baten, wenigstens ihre Passage abverdienen und für ihn arbeiten zu dürfen. Er drang ihnen Hemden und Strümpfe und Kleider von den feintigen auf und suchte ihnen jede Bequemlichkeit und Behaglichkeit zu verschaffen, welche nur an Bord des kleinen Fahrzeugs geboten werden konnte. Er behandelte sie wie Freunde und versicherte sie, daß ihm dies die größte Freude gewähre, denn das Leben am Gabün sei so eintönig, daß das Erscheinen eines gebildeten Menschen und in

diesem Kreise eine wahre Wohlthat sei. Ihr Boot war an Bord gezogen und auf dem Verdeck niedergelegt worden, wo die beiden Matrosen es zunächst ausbessern und kalfatern mußten, damit es wieder ganz seetüchtig werde, denn man wollte sich desselben hinfort in vor kommenden Fällen als Landungsboot bedienen, da Lion's eigenes Boot nicht praktikabel war, das alsdann ebenfalls von Jem Alboth und Ned Liverwid kalfatert wurde.

Heinrich und Charles hatten geglaubt, das kleine Geschwader Lion's werde den Weg nach dem Gabûn zur See nehmen und das Kap Lopez umfahren, allein Lion belehrte sie zu ihrem Erstaunen, daß davon keine Rede sein könne, weil es nicht möglich sei, mit den Kähnen, die mit Palmöl, Palmnüssen, Baumwolle, Zucker, Elfenbein, Ziegenhäuten u. s. w. beladen waren, über die gewaltige Brandung vor der Küste hinwegzukommen. Sobald daher die Fahrzeuge die Bucht erreicht hatten, umsteuerten sie vorsichtig die Barre, welche der Fluß Mpesa Rembo, einer der minder bedeutenden Arme des Ogovai, hier abgeseht hatte, und bogen hinter derselben in einen anderen Creek ein, welcher ebenfalls an beiden Ufern mit Manglaren besetzt war und wo die Kähne mit ihren schwarzen Ruderern ziemlich rasch vom Flecke kamen. Heinrich erfuhr nun von Herrn Lion, daß diese sämtlichen Arme des Ogovai durch eine Menge von Wasserläufen und Creeks mit einander in Verbindung standen und daß einer der nördlichsten Arme des Ogovai durch eine Art Lagune, die jetzt, am Ende der Regenzeit Wasser genug hatte um schiffbar zu sein, mit einem anderen Flusse zusammenhing, welcher in die Bucht des Gabûn mündet; so daß man auf einem Netz von natürlichen Kanälen einen niedrigen Strich Schwemmland des von beinahe hundert geographischen Quadratmeilen nach den verschiedensten Richtungen befahren könne. An diesen Flußarmen, Creeks und Wasserläufen hin liegen nun die kleinen Dörfer der Pongos und anderer Eingeborener, mit welchen die Handelshäuser am Gabûn und an der Küste Tauschhandel treiben, und die diese aufsuchen müssen, weil die Eingeborenen theils zu träge sind, um ihre Dörfer zu verlassen, theils wegen ihrer Fehden unter einander und ihres Aberglaubens sich nicht weit von ihren Ansiedelungen hinweg wagen. Jedes dieser Dörfer steht unter einem eigenen Häuptling,

und eine Anzahl solcher Häuptlinge anerkennt dann wieder die Oberherrlichkeit eines fogen. Königs oder größern Häuptlings, welchem sie Tribut bezahlen und dem sie bei etwaigen Kriegen Waffendienst leisten, und Lion versprach seinen neuen Begleitern, sie sollten durch ihn mehrere solcher größeren und kleineren Häuptlinge kennen lernen, weil er auf dem Rest seiner Tour noch verschiedene Dörfer zu besuchen gedenke.

„Ich muß nur Eines bewundern, lieber Hermann,“ sagte er zu Heinrich, mit welchem er rasch Freundschaft geschlossen hatte, — „nämlich, wie es Ihnen möglich war, mit Ihrem Kielboot über die furchtbare Brandung hinwegzukommen, welche jetzt am Ende der Regenzeit weit stärker ist, als sonst. Wie haben Sie es denn angefangen? Wir anderen hier lebenden Europäer sind nämlich aus Erfahrung der Ansicht, daß man mit solch hochbordigen Kielbooten niemals über die Brandung hinweggelangen könne“.

„Ich habe es zwar auch für gefährlich gehalten, aber nicht für unmöglich,“ erwiderte Heinrich bescheiden. „Nur unser Mangel an Bekanntschaft mit dem vollen Umfang der Gefahr ist uns vielleicht zu Gute gekommen. Charles und ich standen am Steuer und es gelang uns, auf eine der langen, von der See heranschwellenden Wogen hinaufzukommen, die uns dann auch glücklich binnen trug, wenn auch gleich das Boot mehr als halb mit Wasser gefüllt ward.“

„Merkwürdig! Sie hätten ebenso leicht umgeworfen werden und scheitern können!“

„Ich weiß es und war auch schon halb darauf gefaßt,“ sagte Heinrich; „allein ich empfahl mich in einem raschen Stoßgebet dem lieben Gott und nahm alle meine Kraft und Geistesgegenwart zusammen, und die Hülfe kam sichtlich von oben, und ich habe daher kein Verdienst dabei.“

„Und wie merkwürdig, daß Ihr Boot von keinem der Negerdörfer aus bemerkt wurde, von denen ja verschiedene in jener Gegend der Küste liegen!“ fuhr Lion fort. „Die Eingeborenen in jenen Dörfern sind doch sonst sehr darauf aus, die anlaufenden Schiffe zu beobachten und denselben durch Aufhissen von Flaggen Signale zu geben, um sie zum Landen und zum Tauschverkehr einzuladen. Haben Sie denn gar kein solches Zeichen bemerkt?“

„Nicht die Spur von einem solchen,“ erwiderte Heinrich; „und obendrein war es beinahe Abend.“

„Jenun, daß Sie die Dörfer selbst nicht sehen konnten, welche meist hinter den Mangroven-Dickichten liegen, befremdet mich nicht, denn Sie hätten diese vielleicht nur aus größerer Entfernung oder von einem höheren Bord aus zu entdecken vermocht,“ jagte Lion. „Im Grunde aber war dies nur Ihr Vortheil, und je länger ich darüber nachdenke, desto wunderbarer erscheint mir Ihre Landung mit dem Boote — Sie stehen offenbar unter einem besonderen Schutze der Vorsehung.“

„Daran hab’ ich auch keinen Augenblick gezweifelt und mein Leben von dem Augenblicke an, wo wir das Brack der ‚Cimbria‘ verließen, demüthig in die Hand Gottes ergeben, denn was ist der Mensch gegenüber von diesen entfesselten Naturgewalten! Allein was veranlaßt Sie zu dieser Ansicht, mein lieber Herr Lion?“

„An dieser Küste gilt nur der Händler etwas in den Augen des Negers“, erwiderte Lion. „Wer weiß, ob Sie nicht Alle erschlagen und ausgeplündert worden wären, wenn die Bewohner eines jener Dörfer Sie in Ihrem Boot und in Ihrer Hülflosigkeit entdeckt und gefunden hätten, daß Sie keine Händler, sondern nur arme, schutzlose, halb verschmachtete Schiffbrüchige waren!? Umsonst und aus Mitleid und Barmherzigkeit würde ein solcher Nigger Ihnen keinen Trunk Wasser reichen; vielmehr wären Ihr Boot und Ihre Kleider schon hinreichend gewesen, die Habgier jener Wilden zu entzünden und Sie dem sicheren Tode zu weihen; und darum dürfen Sie Gott danken, daß Sie nicht von den Eingeborenen der Küste bemerkt worden sind!“

„Ich danke nun auch dem lieben Gott herzlich für diesen treuen Schutz aus so großer und ungeahnter Gefahr,“ versetzte Heinrich demüthig. —

Die Fahrt ging glücklich von Statten. Gegen Abend erreichten die Fahrzeuge eine dieser Bauminselfn, welche in dieses unabsehbare Schwemmland eingebettet liegen, und bald sah man unter schönen hohen Bäumen auf einer kleinen Lichtung etwa ein Duzend Hütten der Eingeborenen und einen Haufen halb nackter Wilden, welche an

das Ufer herunter eilten und mit lautem Jubel und Geschrei die Rähne begrüßten. Der Jubel stieg noch, als Lion die blauweißrothe Flagge am Mast der Yacht aufhißte und die kleine eiserne Vierpfünder-Kanone abfeuerte, welche als Drehbasse im Bug der Yacht stand, und als der Mulatte im Bug des vordersten Rahnes den Fahnengruß trommelte. Augenblicklich erklangen auch im Dorfe die Tamtams oder rohen Trommeln, die Rohrpfifen und Muschelhörner der Neger und unter einem betäubenden Lärm und Geschrei eilte Alt und Jung herbei.

„Nun geben Sie Acht, meine Herren! jetzt können Sie einen Pongo-Häuptling und seine Leute kennen lernen,“ sagte Lion lächelnd. „Wir werden aus Land gehen und meinem Freund den König Weli Npate begrüßen und vielleicht seine Gäste sein! Hier sind wir unter Freunden, denn diese Pongos sind verhältnißmäßig sanfte Bursche.“

Das Boot ward ausgelegt, und Lion lud seine beiden Gäste ein, ihn nach dem Dorfe zu begleiten. Lion schien der Freundschaft dieser Eingeborenen ganz sicher zu sein, denn er nahm nicht einmal seine Doppelflinte, sondern nur einen Taschen-Revolver mit, und hieß auch seine beiden Begleiter ihre Revolver einstecken, jedoch nur für den äußersten Nothfall, wie er sagte, falls die Pongos im Mause eine Schlägerei beginnen würden. Dagegen nahm er den Mulattenjungen mit, welcher einen verdeckten Korb trug. Kaum waren Lion und seine Begleiter am Lande, so wurden sie von einem ganzen Haufen von Negern jedes Alters und Geschlechts umringt, welche dem Händler in der lärmendsten Weise ihre Freude über seine Wiederkehr zu erkennen gaben und ihn stürmisch umarmten und ihm die Hand drückten; ja einige derselben, mittelgroße stämmige Bursche von mehr dunkelbrauner als schwarzer Hautfarbe, deren Wollhaare und Oberkörper tüchtig mit Palmöl eingefalbt waren, ließen es sich nicht nehmen, Lion und seine Begleiter zu umarmen und ihre Nasen an denjenigen der Fremden zu reiben, indem sie die schmeichelhaftesten Aureden in ihrer Mpongwe-Sprache (einem Dialekt des großen Vantu-Sprachstammes) an dieselben hielten. Heinrich und Charles hätten sich zwar gern einer solch eigenthümlichen Vertraulichkeit von Seiten der von Schweiß und Fett triefenden Bursche ent schlagen, deren ganze Kleidung nur aus einer bis zu den Knien reichenden Schürze bestand, allein Lion rief ihnen

auf Englisch zu, sie sollten doch diese Ceremonie gutwillig über sich ergehen lassen, denn dieselbe sei gut gemeint und diese zudringlichen Bursche eine Gesandtschaft vom König Welu Apato, welcher die Ankömmlinge dringend zu einem Besuch in seiner Hütte einlade. „Aber nehmen Sie Ihre Taschen in Acht, meine Herren, denn diese Nigger stehlen wie die Katzen,“ setzte er lachend hinzu.

Heinrich und Charles waren jedoch vor dieser Gefahr wohlbewahrt, denn ihre Taschen waren ziemlich leer und sie selber arm wie Kirchenmäuse; sie erwiderten daher lächelnd die Umarmungen und Händedrucke, nickten freundlich zu den wortreichen Begrüßungen und freundschaftlichen Bethenerungen der Neger und erwiderten: Oui, oui, hom, hom! mui amigos (Ja, ja; gut, gut, sehr gut Freund), wie sie es von Lion hörten. Der freundliche Willkomm erstreckte sich auch auf die Insassen und Mannschaften der Rähne und der Nacht, welche mit den Niggern in lebhaftem Austausch von Grüßen begriffen waren und von den Einheimischen mit Bananen und Anonen- Früchten und ähnlichen Lebensmitteln beschenkt wurden.

Unter prächtigen tropischen Bäumen hin, worunter die schönen Guinea-Tulpenbäume und einige Del- und andere Palmen sich bemerklich machten, führte ein Weg von kaum hundert Schritten nach dem Dorfe, welches aus etwa 50—60 weit zerstreuten Hütten bestand. Diese Hütten waren von quadratischer Form und europäischer Bauart, mit Satteldächern aus Palmblättern oder Schilf und Rinde versehen, und aus hölzernen Pfosten errichtet, an welchen die Wände bald aus Flechtwerk, bald aus Spältern oder rohen Brettern bestanden. Jede dieser Hütten enthielt in der Regel nur ein einziges Gemach, hatte aber an den Langseiten ein weit vorspringendes Dach, welches eine Art Veranda bildete. Diese Veranda scheint der eigentliche Wohnraum dieser Hütten zu sein, denn unter ihr brannten die Kochfeuer, standen die Lehnstühle und Schemel, hingen die Speere, Netze Bogen und Köcher der Bewohner und wurden die meisten häuslichen Geschäfte verrichtet, welche vorwiegend den Weibern zugetheilt waren. In der Veranda einer der größeren Hütten, welche nur durch ihren Umfang und einen daneben stehenden Flaggenstock sich auszeichnete, lag denn auch ein dicker Neger von mittlerem Alter in einem rohen

Sehstuhle, welcher nur aus einigen in den Boden gerammten niedrigen hölzernen Pfosten bestand, über welche Querhölzer von Rotang gebunden waren; die Lehne bildete ein schräg in die Erde gerammtes hölzernes Kreuz von rohen Nestern, dessen Arme die Armlehnen bildeten. Der Neger trug einen schmutzigen alten französischen Uniformrock und eine Schürze von gestreiftem Baumwollstoff, und als Kopfbedeckung ein altes französisches Infanterie-Käppi und um den Hals eine breite Kette von Similor, war aber sonst barfuß und nackt. Dieser Neger war der König Welî Npato, der Beherrscher dieses Dorfes. Er war so betrunken, daß er kaum mehr aus den Augen blicken konnte, und eine große Kalebasse mit Palmwein stand neben ihm. Gleichwohl schienen seine geistigen Fähigkeiten nicht so sehr vom Trunke beeinträchtigt zu sein, daß er nicht gewußt hätte, was um ihn her vorging; denn als Lion und seine Begleiter unter die Veranda traten, ließ der König sich von zweien seiner Begleiter aufrichten und den Gästen entgegen führen, welche er der Reihe nach umarmte und mit lallender Zunge willkommen hieß, worauf Lion, welcher der Npongwe-Sprache ziemlich mächtig war, eine Anrede an ihn hielt, die der Bruder des Königs in einer langen Rede erwiderte. Hierauf holte Lion einige Kolanüsse (Früchte von der Cola oder *Stereulia acuminata*) aus der Tasche, zerbrach sie, reichte dem König den Kern, welchen dieser sogleich mit Behagen kaute, worauf Lion eine zweite Nuß zerbrach und den Kern mit seinen beiden Begleitern verzehrte. Auch die nächsten männlichen Anverwandten des Königs erhielten jeder eine halbe Nuß, welche sie mit großer Freude annahmen und sogleich mit Genuß verzehrten.

Auch Heinrich und Charles verspeisten die ihnen in den Mund geschobene Portion des Nußkerns, welcher einen etwas herben und zusammenziehenden bittern und würzigen, aber nicht unangenehmen Geschmack hatte. Die Bedeutung dieses Nußessens sollten sie erst später erfahren. Nun wurden Schemel und bewegliche Stühle herbeigetragen und die fremden Gäste und die Einheimischen setzten sich im Halbkreise um den König und das sogen. „Palaver“ begann damit, daß Lion den Korb nahm und aus demselben Geschenke holte, welche er an die Anwesenden vertheilte. Der König erhielt ein halbes Liter

Rum in einer verkorkten Flasche, welche sowohl wegen ihres Inhaltes wie wegen ihrer Dienste als Gefäß einen hohen Werth hatte, ferner ein kleines Päckchen Rauchtobak, einen verzinnnten eisernen Löffel und einen kleinen Napf von Weißblech. Die vier oder fünf Weiber des Königs erhielten Glasperlen, Löffel, Kämme und Nähnadeln, die Höflinge Rauch- und Pantobak in Päckchen und Röpfen, Blechnäpfe u. s. w., und waren alle sehr zufrieden, während die in Masse umherstehenden Männer und Weiber des Dorfes gierige Blicke auf diese Geschenke hefteten und sich laut darüber unterhielten. Hiermit war nun die Gunst der einflußreichen Persönlichkeiten gewonnen, und die Unterhaltung zwischen Lion und den Männern war eine sehr lebhafte und offenbar geschäftliche, denn es ward dabei viel an den Fingern abgezählt und mit vielen Gesticulationen erörtert. Unterdeß hatten die Weiber des Königs unter der Leitung seiner Lieblingsfrau das Feuer aufgeschürt, um in aller Eile eine Mahlzeit zu kochen und Kürbißflaschen und hölzerne Tröge mit Palmwein herbeizutragen, welchem die Einheimischen tüchtig zusprachen, während Lion nur mäßig an dem frischen Saft nippte.

Die Delpalme (*Elaeis guineensis*) ist nämlich für die Bewohner der afrikanischen Westküste ein Baum von der größten Wichtigkeit. Der Baum, welcher eine Höhe von 60—80 Fuß erreicht, versieht den Neger beinahe mit allen seinen Lebensbedürfnissen. Der Stamm gibt ihm Bauholz, die Blattstiele liefern ihm Latten zu seinen Hütten, die Blätter ein Futter für die Schafe und Ziegen, welche nebst den Hunden und Hühnern seine einzigen Hausthiere sind; aus einem netzartigen Gewebe unter den Blattstielen verfertigt er Bürsten, aus den Fasern Schnüre und Stricke. Der helle süße Saft, welchen man unbeschadet des Wachstums der Palme abzapfen kann und der bei einem sechs- bis achtjährigen Baume alljährlich fünf Wochen hindurch täglich bis zu anderthalb Quart beträgt, schmeckt im frischen Zustande süßlich gewürzhaft, geräth aber schon binnen weniger Stunden in Gährung, schmeckt dann wie federweißer Weinmost und wirkt berauschend. Da die Neger ihn im Uebermaß trinken und in ihrem Rausche meist die ganze unbändige Wildheit ihres Wesens zu Tage fahren, so wirkt dieser Palmwein (der übrigens auch aus dem Saft anderer Palmen-

arten und namentlich der Weinpalme, *Raphia vinifera*, gewonnen werden kann) äußerst demoralisirend auf die Neger ein, denn die meisten Verbrechen werden im Weinrausche begangen. —

Während dieses ‚Palavers‘, von welchem Heinrich und Charles natürlich kein Wort verstanden, hatten unsere jungen Freunde Gelegenheit genug, sich diese Mpongwé oder Pongos und ihre Behausungen zu betrachten. Diese Neger waren alle mehr oder weniger dunkelbraun, seltener schwarz, von mittlerer Größe und kräftigem Wuchs. Die Männer trugen ihr krauses Wollhaar auf dem Vorderhaupt sehr kurz geschoren; ihre Gesichter waren nicht unangenehm, denn die Backenknochen traten nicht stark hervor, die Stirn war höher und minder zurücktretend, die Nase gerader, der Mund schmaler und die Lippen minder wulstig und vortretend als bei den eigentlichen Negern, nur die Augen waren verhältnißmäßig klein und enggeschlitt. Unter den Weibern sah man zum Theil sogar hübsche Gesichter. Die Körperformen waren bei beiden Geschlechtern voll Ebenmaß und traten um so deutlicher hervor, als ihre Kleidung bei Mann und Weib nur aus einer bis zum Knie reichenden Schürze oder einer Art Weiberrock von selbstgefertigtem Baumwollenzug und aus einem Halsband bestand, welches eine aus Leder oder Darmsaiten geflochtene Schnur vorstellte, an welcher eine Muschel, eine Baumfrucht, ein Stein oder irgend ein anderer Gegenstand als Amulett oder Fetisch hing. Der ganze Hausrath des ‚Königspalastes‘ bestand aus einer Anzahl Matten, welche die Stelle von Betten vertraten, aus Körben, rohen irdenen Gefäßen, einigen Schemeln und Stühlen, einer Art rohrgeflochtenen Kanapés, einigen Kalebassen oder Schalen aus Kürbissen, welche man durch Räuchern gehärtet hatte, einigen Schläuchen und großen Steintrügen, welche zur Aufbewahrung von Palmöl, Palmwein, Mais, Cassava, Bananen u. s. w. dienten, ferner aus ihren Waffen und einigen rohen Ackerwerkzeugen von hartem Holze. Von den Dachsparren hingen Mattensäcke und Körbe mit Früchten und anderen Vorräthen, getrocknete Fische, Yamswurzeln und andere Knollen und lange schwere Rippen von Bananen (den Früchten der Pisang- oder Musa-Arten) herab, deren prachtvolle Gewächse mit ihren großen Blättern die Hütten umgaben. Diese Neger hatten unverkennbar nur

wenige Bedürfnisse, und für die Befriedigung derselben sorgte die unbeschreibliche Leppigkeit der tropischen Pflanzenwelt, welche um sie her in einer unsäglichen Mannigfaltigkeit und Fülle wucherte. Sie hatten daher außer Ziegen, Hühnern, Schafen und Hunden keine Hausthiere, geschweige denn Transport- oder Arbeitsthiere, und nur in einigen Hütten bemerkte man gezähmte Affen verschiedener Art, namentlich Paviane.

Jetzt war die Mahlzeit fertig und wurde aufgetragen: Fische, Schildkröten, Affen- und Ziegenfleisch, gesotten und gebraten, gebratene Hühner, alle in Palmwein geschmort und furchtbar gepfeffert, denn diese beiden Ingredienzien gehören nach der Ansicht der Pongos zu jeder guten Mahlzeit. Außerdem waren Mus von Maisgrütze, Brei von Cassava, in der Asche gebratene Yamswurzeln und Arum-Knollen, apfelartige goldene Anonen und andere Früchte, sowie Schnitz von melonenartigen Kürbissen da. Als Gewürze dienten Pfeffer und die zerstoßene Kalebassen-Muskatnuß, die schöne Frucht der *Monodora nujristica*, welche an Geschmack ganz der ostindischen Muskatnuß gleich kommt. Statt des Salzes diente der Saft und die Asche des afrikanischen Salzbaumes (*Avicennia africana*), welche zwar salzig, aber auch herb und zusammenziehend schmecken. Als Getränke waren vorhanden: frischer oder mehr oder weniger gährender Palmwein, süße und saure Ziegenmilch, und Wasser aus dem Flusse, welchem man das zerquetschte bitterliche Fleisch einer Kola-Nuß beigemischt hatte, angeblich weil dann in kurzer Zeit alle unreinen Theile, welche das Wasser mit sich führe, sich darin niederschlagen und das Wasser ganz rein und glanzhell machen sollten, in Wirklichkeit aber wohl nur deshalb, weil die Nuß dem Wasser einen schwach gewürzhaften und bitterlichen Geschmack verlieh und hierdurch dessen schlechten sumpfigen Geschmack einigermaßen einhüllte. In der That ist das laue Wasser dieser Niederungen selbst da, wo es noch am reinsten vorkommt, so übel schmeckend, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Eingeborenen möglichst wenig davon trinken und sich lieber dem Genuß des Palmweins ergeben, welchen sie dann bald im Uebermaß zu sich nehmen lernen.

Die Mahlzeit war eine äußerst heitere und belebte, denn die Pongos schwagten und lachten unaufhörlich beim Essen und vertilgten

erstaunliche Mengen von den Speisen und von dem Palmwein, welcher sie nur noch aufgeregter und aufgeräumter machte. Herr Lion aß nur mäßig von den vielen vorhandenen Speisen, und noch mäßiger verhielten sich Heinrich und Charles, welche die im Palmöl schwimmenden und entseßlich gepfefferten Gerichte unerträglich fanden und seelenfroh waren, als die Mahlzeit und das Aufwüthigen der Speisen zu Ende ging und Lion aufbrach, um an Bord der Nacht zurückzukehren, obwohl der König, der mittlerweile etwas nüchterner geworden war, seine europäischen Gäste durchaus bewegen wollte, in seiner Hütte zu übernachten. Lion lehnte dies jedoch unter verschiedenen Entschuldigungen ab, verabschiedete sich von seinen Wirthen und kehrte mit seinen Gefährten an Bord zurück, nachdem noch verabredet worden war, daß am andern Morgen der Tauschverkehr beginnen solle.

VI.

Raum hatten Heinrich und Charles mit Lion das Negerdorf verlassen, so kamen auch schon Leute des Königs Welî Npato, um dem Kapitän die Geschenke des letzteren zu überbringen, welche in einem Zicklein, einigen Hühnern, einigen Körben voll Früchte und Yamswurzeln nebst Pfeffer und anderen Gewürzen bestanden. Am Ufer waren Feuer aufgemacht, um welche sich die Ruderer und Steuerleute und die übrige Bemannung der Boote gelagert hatten und nun nach eingenommener Mahlzeit nach Negerweise in Tanz, Musik, Lachen und Lärmen ergingen, woran denn auch die meisten Dorfbewohner mit ihren Weibern und Kindern theilnahmen. Die Tamtams und Rohrpfisen machten einen höllischen Lärm und gaben den Takt zu den wilden Tänzen der Eingeborenen, während die Europäer und die Farbigen sich in eine besondere Gruppe gesammelt hatten und nach ihrer Art vergnügten, indem sie zu den Klängen einer Ziehharmonika, welche der mulattische Schiffsjunge Prosper spielte, europäische Tänze ausführten und Lieder sangen. Es war ein betäubendes Lärmen, und die wilden Bewegungen der dunklen und beinahe nackten Gestalten, die sich im röthlichen Widerschein der Feuer so deutlich von dem dunklen Hintergrund der nächtigen Wälder abhoben, gewährten einen

eigenthümlich wilden, beinahe gespenstigen Anblick. Es war wie eine Art Hegenabbath anzusehen.

Heinrich und Charles saßen unter dem Zeltbaldach der Nacht bei Herrn Sidon, tranken Thee und rauchten eine Cigarre. An Schlafen war bei diesem Lärm noch nicht zu denken, und es war ihnen nicht uninteressant, nun auch den Anblick der Natur in dem stillen finstern Walde der afrikanischen Tropenwelt zu genießen. Drüben, jenseit des Flußarms, welcher hier kaum dreißig Meter breit war, lag rabenschwarze Finsterniß, nur hie und da unterbrochen durch die schwachen zitternden Lichtfunken leuchtender Käfer oder Insekten, welche durch das Gewirr der Baumkronen, Büsche und Schlingpflanzen flatterten und schwirrten. Dort ragte hinter dem Gürtel von Mangroven und anderen Rhizophoren der beinahe undurchdringliche tropische Wald in düsterer Majestät auf, welcher bei Tage in tiefen dunklen Schatten und ernstes Schweigen gehüllt war, nun aber ein gespenstlich lautes Leben entfaltete. Die verschiedensten Insekten schienen von der Nöhle geweckt und gaulteten schwirrend und summend durch die Nester und Zweige, die dichtbelaubten Baumkronen und das Gewirr der Schlingpflanzen; beinahe lautlosen Fluges huschten Fledermäuse und Nachtvögel umher und machten auf die Insekten Jagd. In den Kronen der Mangroven und Avicennien, deren dichte, lederartige, bei Tage saftig grüne Blätter in Eine schwarze Masse verschwammen, huschten springend Eichhörnchen und andere Nagethiere oder kleinere Affen. Aus den Tiefen des Waldes erschollen hunderterlei grause Stimmen der Nacht: das Quaken von Fröschen und Kröten, der heisere Schrei von Nachtvögeln, das Brüllen der Affen, die vielleicht vor den Verfolgungen eines Leoparden flüchteten, und aus dem Sumpfe tönte der kreischende Schrei von Wasservögeln herüber. Die ganze Nacht schien von einem gespenstigen Leben erfüllt, welches um so geheimnißvoller erschien, als die Finsterniß beinahe undurchdringlich war und von dem gestirnreichen, herrlichen Himmelsgewölbe nur ein ganz kleiner schmaler Streifen über dem Fahrwasser des Creek zwischen den Baumkronen herunterhaute. Es war ein seltsamer, beengender Eindruck, an welchen sich die Sinne und die Seele erst gewöhnen mußten und der in unseren beiden jungen Freunden anfangs eine Art ehrfurchtsvollen

Grauens und hänglichen Schweigens hervorrief, wie sie sich so in dem engen Lichtkreis der Schiffslaterne in der nächtlichen Finsterniß sahen, einerseits begrenzt von dem unabsehbaren Walde mit seinen geheimnißvollen Naturlauten, andererseits von dem wilden Treiben jener Neger unter den Bäumen, welche mit ihrem Geschrei und Gejohle und ihren leidenschaftlich hastigen Bewegungen einer erregbaren Einbildungskraft leicht als eben so viele Teufelsgestalten erscheinen konnten! —

„Nun, meine Herren, was sagen Sie zu alle dem, was Sie heute gesehen haben?“ fragte Herr Lion, endlich das Schweigen brechend. „Wie gefällt Ihnen Afrika und sein wildes Menschenleben?“

„Es macht auf mich einen Eindruck, der mir das Herz zusammenstüßert, Herr Lion,“ erwiderte Charles; „ich muß gestehen, ich bin davon noch ganz überwältigt.“

„Auch mir geht es kaum besser, obwohl ich ja meine Kindheit unter solchen Wilden und Halbwilden, unter Betschuanen, Bakwenas, Buschmännern u. dgl. verbracht habe. Aber solche Dinge sind mir dennoch neu: der berauschte Häuptling, die lärmenden Tänzer, der undurchdringliche Wald mit seiner Grabesstille bei Tage und mit seinen geheimnißvollen Stimmen bei Nacht, die feuchte Kühle der Nacht, die Finen wie Fieberhauch und Grabesluft anmuthet, der eigenthümliche Gewürzhauch der Luft, kurz Alles, was nur auf die Sinne wirkt — Alles kommt mir vor, als wäre es für mich eine neue räthselvolle Welt!“

„Ich glaube es Ihnen — ist es mir doch im Grunde anfangs nicht besser ergangen, als ich hierher kam,“ sagte Lion. „Ja, Afrika ist der geheimnißvolle, räthselhafte aber auch eintönige Erdtheil — Alles voll großartiger Wildheit, aber ohne Lieblichkeit; Alles überwältigend, aber nicht versöhnend. Was Sie heute hier gesehen haben wird Ihnen noch oft in diesen Gegenden wieder erscheinen: Diese berauschten kleinen Herrscher, welche uns Weiße instinktmäßig hassen, aber nicht mehr entbehren können und deren Feindschaft und Wildheit nur der Eigennutz und die heimliche Furcht vor unserer Ueberlegenheit im Zaume hält; dieses geknechtete wilde Volk voll der thierischsten Triebe, das inmitten dieser üppigen Natur ein träges thierisches Genußleben führt, das Grausamkeit mit Schlaueit paart und durch den

Skavenhandel verderbt und mit allen Lastern der Civilisation bekannt geworden; das im furchtbarsten Aberglauben und Fetischdienst versunken, in der althergebrachten Knechtschaft seine besten Anlagen zu Grunde gehen läßt, und dem man in seinen freundlichen Stimmungen nicht trauen darf und das in seinem Grimme und seiner Feindschaft grausamer und tödtlicher ist, als das reißendste Thier! Oh, es gehört eine große Selbstüberwindung und Ausdauer und ein gewaltiges Reizmittel dazu, daß man es auf die Dauer unter diesen dunkelhäutigen Wilden, in diesem tödtlichen ungesunden Klima, in diesem Friedhof der Europäer aushalten lernt!“

„Und welches ist also, wenn ich diese unbescheidene Frage thun darf, das Reizmittel, welches Sie nach dieser Einsichtnahme in die Sachlage noch hier festhält, Herr Lion?“ fragte Charles.

„Es ist — wie ich gar nicht verhehlen will — nur die Geldfrage, meine Herren,“ erwiderte Lion. „Ich werde hier in meiner Stelle sehr gut bezahlt und habe Gelegenheit, meine Familie daheim zu unterstützen und mir in wenigen Jahren hier ein Vermögen zu erwerben, mit dem ich dann nach Europa zurückkehren und meinen eigenen Herd gründen kann. Ich bin Kaufmann, und ein Kaufmann ohne Geld ist wie ein lahmer oder blinder Jagdhund. Meine Eltern sind arme Juden in einem elsässischen Dorfe; mein Vater ist Lehrer, Vorsänger und Schächter und hat viele Kinder. Das Einzige, was er uns geben konnte, war eine gute Erziehung; dann überließ er es uns, unser Fortkommen in der Welt zu suchen, und in diesem Bemühen kam ich hierher und habe mühsam mich in dieses Leben fügen gelernt und Gott gedankt, daß es mir gelungen ist, eine solche Stellung einzunehmen und den Lebensabend meiner guten Eltern zu einem sorgenlosen machen zu können.“

„Gott gebe es, daß es Ihnen gelingen möge, Herr Lion, aber haben Sie nicht vielleicht zuviel gewagt?“ fragte Charles.

„Das mag wohl sein, Herr Macay, aber wer nicht wagt, gewinnt nicht,“ versetzte Lion. „Ich habe mir meine eigene Lebensbahn streng vorgezeichnet, sie ist eine Bahn voll Entsagung, Arbeit und Gefahr; aber ich bin seither dabei wohl gefahren. Die Jugend ist die Zeit der Saat, und wer in dieser nicht arbeitet, der muß im Alter darben.“

Noch ehe ich hierher kam, von meinem Hause in Bordeaux engagirt, hatte ich mir meinen Lebensplan gemacht, welcher ganz von demjenigen der anderen hierher kommenden Europäer abwich. Ich war ein Jahr in Lagos, ehe ich an den Gabun kam; dort sind viele junge Weiße: Engländer, Deutsche, namentlich Hamburger, Amerikaner und Portugiesen. Sie sind alle gut bezahlt und nicht übermäßig beschäftigt; sie leben aber in Saus und Braus, suchen sich die Langeweile und das tödtliche Einerlei durch Bälle, Wettfahrten, Schmausereien, Bechgelage, Nachtschwärmereien und alle möglichen Ausschweifungen zu vertreiben, die nirgends gefährlicher sind als in diesem feuchtheißen Küstenlande. Was ist die Folge davon? Daß keine zwanzig Prozent von ihnen die ersten fünf Jahre des dortigen Aufenthalts überleben, daß sie ihr ganzes Geld aufbrauchen und entweder im Handumwenden den tödtlichen Krankheiten dieser Zone erliegen oder nach wenigen Jahren mit ganz zerrütteter Gesundheit nach Europa zurückeilen müssen, um binnen Kurzem dort zu sterben! — das habe ich bald durch eigene Beobachtung ermittelt und mich darnach gerichtet. Ich habe mich von dieser Gesellschaft zurückgehalten und bin deshalb angefeindet worden. Man hat mich verhöhnt, dem Gespötte preisgegeben, vorsätzlich beleidigt, hat mir meine Religion und Herkunft zum Vorwurf gemacht, hat meinen Charakter verdächtigt. Ich mußte es still und geduldig ertragen, denn ich stand allein und wehrlos der Menge gegenüber; aber ich blieb unentwegt meinen Vorjahren und meiner besseren Ueberzeugung treu, that meine Schuldigkeit und — wartete in Geduld. Wo sind nun alle die hochmüthigen und dünkelfaften Jungen, welche damals auf den armen Juden so gehässig herabsahen, weil er nicht ihren Weg gehen wollte? Nun, soviel ich weiß, faulen die meisten von ihnen auf den Friedhöfen von Lagos, Abbeokuta oder Madeira, wohin sie sich knapp noch vor dem Tode flüchteten; und die übrigen sind entweder in Europa gestorben, wohin sie mit zerrütteter Gesundheit zurückkehrten, oder fristen noch mühsam ihr jammervolles körperliches Dasein, während meine verachtete und verlachte Lebensweise mich gesund oder wenigstens in leidlicher Beschaffenheit erhalten hat, um mit Gottes Hilfe die zehn Jahre hier auszuharren, welche ich mir vorgenommen habe und die auch hinreichen werden, um mir

eine anständige Unabhängigkeit in der Heimath zu sichern, denn wer verständig und vorsichtig ist, kann unter jedem Himmelsstrich leben, — das ist meine Ueberzeugung. Aber man muß sich allerdings Manches versagen lernen!"

"Sie liefern den Beweis dafür, Herr Lion," sagte Heinrich, von einer wirklichen Hochachtung für Lion durchdrungen; "werden Sie mir's jedoch nicht übel nehmen, wenn ich mir die Frage erlaube, auf welche Weise man sich den Tücken dieses Klimas entziehen kann?"

"Ich theile meine Erfahrungen gern mit, denn das Mittel ist sehr einfach," erwiderte Herr Lion lächelnd. "Ich esse möglichst wenig Fleisch und niemals bis zur Sättigung, ich lebe vorwiegend von Pflanzenstoffen und zwar von den Erzeugnissen dieser Gegenden; ich beobachte die größte Mäßigkeit, hüte mich vor allzu starker körperlicher Anstrengung, genieße keine geistigen Getränke, namentlich keinen Branntwein, ja sogar den Wein nur als eine Art Arznei in den spärlichsten Gaben, härte meinen Körper ab, indem ich, unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, Wind und Wetter, Sonnenglut und Regengüssen troge, mir viele Bewegung im Freien mache, meinen Geist durch Lesen und Schreiben und Denken beschäftige und fortbilde, und mir dadurch jene Heiterkeit des Geistes und jene Festigkeit des Willens bewahre, welche auch der Eintönigkeit, der Langeweile, der Verstimmung und der krankhaften Gefühle Herr wird — das ist Alles! Handeln Sie nach diesen Vorschriften und gewöhnen Sie sich langsam und allmählig an dieses Klima, so werden auch Sie ihm trogen, — das verbürge ich Ihnen. Ich habe auch hier am Gaban Manchen überlebt, welcher kräftiger war als ich."

Heinrich und Charles dankten Herrn Lion für diese Winke, denen er noch hinzusetzte, daß er sie vor dem Trinken des Wassers warnen müsse, weil er die Erfahrung gemacht habe, daß es mehr oder weniger ungesund sei. "Ich trinke es nur, nachdem es bis zum Siedepunkt erhitzt worden ist, oder noch lieber in Form von Thee oder wenigstens als Aufguß mit etwas geschabter Kola-Ruß", sagte er. "Nur durch das Sieden des Wassers dieser westafrikanischen Flüsse und Brunnen ist man sicher, die darin aufgelösten oder damit vermischten faulenden organischen Stoffe niederzuschlagen oder unschädlich

zu machen, welche wie ein schleichendes Gift wirken. Diesem Umstande verdankt auch die Kola- oder Gro-Nuß das große Ansehen, welches sie unter den verschiedensten Völkerschaften des nordwestlichen und westlichen Afrika genießt, so zwar, daß sie bei allen Begegnungen und Begrüßungen, bei allen Friedensschlüssen jene symbolische Rolle spielt, welche in früheren Zeiten der Austausch und gemeinsame Genuß von Salz und Brot bekleideten. Sie erinnern sich ja, daß ich heute Nachmittag mit König Welî Mpato und seinen Leuten und mit Ihnen solche Nüsse verspeiste, die ich zu diesem Zwecke immer in der Tasche führe?"

"Allerdings erinnere ich mich noch," entgegnete Heinrich. "Der Brauch war mir fremd und auffallend, und ich hatte mir vorgenommen, Sie über den Grund und Ursprung desselben zu befragen, wenn ich Ihnen mit einer solchen Frage nicht lästig falle."

"Keineswegs, mein Freund! ich muß Sie sogar in Ihrem eigenen Interesse damit bekannt machen, damit Sie daraus Vortheil ziehen können," sagte Lion. "Diese Frucht, der bitteren Mandel an Geschmack ähnlich, ist die Frucht eines schönen Baumes von etwa zehn Meter Höhe, welcher in ganz Westafrika einzeln vorkommt, schöne glockenförmige Blüten und rundliche Kapsel Früchte trägt, deren Hülle aus drei bis fünf mehr oder weniger saftigen, von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehenden Balgen oder Samenhüllen besteht, welche am obern oder am innern Rand aufspringen und je einen oder mehrere mandelartige eiweißhaltige Samen umschließen, wie Sie an dieser Frucht hier in meiner Hand sehen. Man nennt daher diese Frucht nur uneigentlich eine Nuß. Die Kerne enthalten ein Del und einen gewürzhaften Bitterstoff, welcher die Nerventhätigkeit belebt, wie etwa Thee und Kaffee, und reich an Stickstoffgehalt ist, so daß man sich durch den Genuß wachhalten, aufmuntern und bei körperlichen Anstrengungen ausdauernd erhalten kann. Die Schwarzen haben dies durch Erfahrung ermittelt und hegen deshalb eine solch hohe Meinung von dieser Frucht, durch deren Genuß sie sich bei ihren Orgien länger wach erhalten und im Genuß wie in der Arbeit ausdauernder erhalten können, daß sie ihr einen beinahe abergläubischen Werth beimesse. Reicht man die Frucht bei einer Begegnung einem Anderen dar, so heißt dies soviel, als: laß uns Freunde sein! Einem Weib oder Mädchen

gereicht, gilt die Kola-Nuß für einen Glückwunsch oder einen Heiratsantrag; vor einem Handelsgeschäft mit dem Handelsfreund genossen, soll sie gegenseitig zu ehrlichem Thun verpflichten; bei einem Friedensschluß soll sie die gegenseitigen Friedensbethuerungen und Versprechungen bindender machen und besagen: Was wir soeben mit einander genossen haben, soll Demjenigen zum verderblichen Gifte werden, welcher den beschworenen Vertrag bricht, u. dgl. m. Und so hat diese unscheinbare Frucht in allen Lebensverhältnissen dieser wilden Völker eine symbolische Bedeutung gewonnen, welche nach und nach in die abergläubische Ueberzeugung von ihren geheimen Kräften übergegangen und ein Mittel geworden ist, sich dieser unzuverlässigen und nur von ihren Leidenschaften und thierischen Trieben geleiteten Wilden wenigstens einigermaßen zu versichern. Darum führe ich diese Nüsse stets bei mir und bediene mich ihrer mit Vortheil gegenüber von den Eingeborenen."

In ähnlicher Weise erzählte Herr Lion seinen Gästen noch mancherlei merkwürdige Bünde aus dem Leben und Treiben dieser Wilden, bis er merkte, daß die beiden jungen Freunde müde waren, und er ihnen ihre Hängematten unter dem Bugdeck anwies. Der einzige Tag des Zusammenlebens hatte hingereicht, die drei jungen Männer miteinander rascher bekannt zu machen, als dies unter andern Umständen geschehen wäre, denn nicht nur vermittelte die Gemeinsamkeit der Hautfarbe und Bildung und die Begegnung in dieser weiten Entfernung von allem civilisirten Leben den schnelleren und innigeren gegenseitigen Anschluß, sondern Heinrich und Charles fühlten sich durch Dankbarkeit, Achtung und Vertrauen ebenso sehr zu Herrn Lion hingezogen, wie dieser durch inniges Mitgefühl mit ihrem Loos zu ihnen. Beide Theile hatten, wie dies namentlich bei Heinrich und Lion der Fall war, ohnedem in ihrem Charakter und ihren Lebensansichten Vieles mit einander gemein.

Am andern Morgen in aller Frühe wurden unsere jungen Freunde durch ein lärmendes Treiben am Ufer geweckt, wo sich die Dorfbewohner unter der Führung des Königs einfanden, um Handel zu treiben, wozu Weli Mpato die Genehmigung erteilt hatte. Jeder brachte, was er irgend verkaufen zu können hoffte, denn angesichts der Waaren, welche Herr Lion an Bord der Yacht und am Lande

ausstellte, wurden die vielfachsten Wünsche in diesen Negern geweckt, und sie hätten ihre Weiber und eigenen Kinder verkauft, — wie sie dies in früheren Tagen, in der Blütezeit des Sklavenhandels der Portugiesen an diesen Küsten, zu thun pflegten, — um ihre kindischen Gelüste zu befriedigen. Allein Herr Lion kaufte nur wenige Waaren: Palmöl, Thierhäute, Palmnüsse, Kautschuk, Gummi, Zucker, Indigo und Baumwolle (denn Elfenbein und Goldstaub waren hier nicht zu bekommen), und gab als Tauschwerth dagegen Messer, Scheeren, Nägel, Nadeln, Blechnäpfe, Blechlöffel, gußeiserne Kochtöpfe, Glasperlen, Rauch- und Kautabak, Zinnober, Mennige, Bleiweiß und andere Farben, Seidenbänder u. s. w. In wenig mehr als einer Stunde war der Handel vorüber, die gekauften Waaren verladen, und nachdem Lion dem König und seinem engeren Gefolge noch ein Frühstück gegeben und sich neue Lootsen erbeten hatte, nahm er zärtlichen Abschied von dem schon wieder angetrunkenen König, und unter dem Trommelschlag des Mulatten Severin, welchen der Schiffsjunge Prosper abwechselnd mit der Ziehharmonika oder der Querpfeife begleitete, ging die Ruderfahrt weiter nach dem nächsten Dorf, während die Unterthanen Weli Npate's die Abfahrt ihrer Freunde mit Tamtams, Rohrpfifen und Muschelhörnern in ohrenzerreißender Weise feierten.

Heinrich und Charles suchten sich Herrn Lion nun möglichst nützlich zu machen, indem sie bald abwechselnd die Yacht steuerten und sich überhaupt an der ‚Arbeit‘ der Fahrzeuge theilnahmen oder Herrn Lion beim Verstauen der Ladung halfen, oder sich irgendwie zu andern Diensten hergaben, obwohl Lion diese ablehnte, weil sie des Klima's noch nicht gewohnt seien. Gleichwohl aber freute er sich sichtlich über ihre Anstelligkeit und ihren guten Willen und ließ sie gern gewähren. Gewann er doch hierdurch Zeit und Gelegenheit, abwechselnd mit der nun wiederhergestellten Zolle an Bord der Rähne zu gehen und dort zum Rechten zu sehen, weil seine Ruderleute, die Kru-Männer, ganz arge Diebe und Spitzbuben waren und er ihnen nur jenen Theil der angekauften Waaren anvertrauen durfte, welcher in Rohstoffen, wie Palmnüssen, Palmöl, Kautschuk, den verschiedenen Gummi u. s. w. bestand, von denen sie unterwegs keinen ausgiebigen Mißbrauch machen konnten. Die europäischen Tauschwaaren und das

eingetauschte Elfenbein wurden wohlweislich an Bord der Nacht verwahrt, wo nur befehrte Fan und Mpongwé oder Mulatten verwendet wurden, welche letztere dem Herrn Lion auch beim Tauschhandel mit den Eingeborenen als Gehilfen zur Seite standen.

Wie Lion seinen beiden Gästen voraus gesagt hatte, erwies sich die Reise als eine höchst eintönige, welche selbst für Heinrich und Charles bald den Reiz der Neuheit verlor. Die Manglare am Wasserrande, die dichten Wälder dahinter, die Dämmerung auf den oft schmalen, beinahe ganz von Baumkronen überwölbten Wasserläufen und Kanälen, die herrschende Stille und dumpfe Schwüle waren beinahe überall die gleiche. Die Manglaren hatten überall dieselbe Gestalt: eine kuppelartige Bogenwölbung von verästelten Wurzeln verschiedener Dicke, welche in den sumpfigen Boden heruntergriffen, trug wie ein natürliches Postament eine mehr oder minder breite oder schiefe Wurzelkrone, aus welcher der stattliche, weit verästete Stamm mit seiner reichen Krone von glänzend dunkelgrünem, lederartigem Laub emporstieg; zwischen dem Laub funkelten die großen hyacinthrothen Blüten, hingen die langen Samenschoten und die von den Nestern ausgehenden rohrartigen, geraden, mit Rinde bekleideten Absenker herab, welche ebenfalls wieder Wurzeln schlugen, sobald sie den Boden erreichen und aus ihren Wurzelkronen dann neue Stämme austreiben, wodurch dann häufig mittelst der vielfachen, gabelförmigen Verzweigungen derartiger Luftwurzeln ein solch dichtes Gitterwerk von Gewürzel entsteht, daß man streckenweise trockenen Fußes darüber hinschreiten kann. Zwischen diesen rhizophoren oder wurzelgetragenen Mangroven, welche meist den Arten *Rhizophora Mangle* und *Rhizophora racemosa* angehörten, wucherten dann noch andere derartige Wurzler, wie *Avicennien*, *Kandelaber-Pandanus* u. A. m., welche bald in Baum-, bald in Busch- und Strauchform auftraten, nebst unzähligen andern Wasser- und Sumpfgewächsen, durchwoben von Schlingpflanzen aller Art, so daß schon hier jenes unerforschbare Chaos begann, welches in dem dahinter liegenden Walde sich noch deutlicher ausprägte.

Auch die Dörfer, die Häuser, die Trachten, die Sitten der Eingeborenen und diese selber waren beinahe durchaus dieselben oder einander ähnlich, so daß nur mit Mühe ein Unterschied gefunden

werden konnte, gleichviel zu welchen Stämmen dieselben gehörten, — ob zu den Mpongwe (Pongos), den Schekiani (Bulus), den Fan oder den Bakalaïs, denn alle leben in derselben Abhängigkeit von ihren Königen oder Häuptlingen, in deren Familien sich diese Würden schon seit Jahrhunderten forterben und welche sich meist nur durch ihre Trunksucht, ihren lächerlichen Dünkel und die bunten Lappen von europäischer Kleidung und namentlich von alten Uniformen auszeichneten, mit denen sie sich schmückten und die zu ihrem Schmutz und sonstigen verwahrlosten Aussehen eher in schneidendem Kontrast standen. Um Branntwein und Flitterstaat war diesen Königen und Häuptlingen Alles feil: Weib und Kind, Land und Unterthanen. Die meisten von ihnen erhoben von Allem, was ihre Unterthanen an die Weißen vertauschten, einen Antheil; viele sogar maßten sich das unbestrittene Recht an, allein mit den Weißen zu handeln und zu tauschen, so daß ihre Unterthanen ihnen die Bodenerzeugnisse oder Waaren zum Tauschhandel übergaben und sich mit Demjenigen begnügen mußten, was ihnen der König dafür zukommen lassen wollte.

Einige von diesen einheimischen Königen schienen übrigens mit Herrn Lion auf besonders freundlichem Fuße zu stehen und sein Vertrauen zu verdienen, denn da seine Kähne bald gefüllt waren, hatte er da und dort Magazine angelegt, um in denselben einstweilen einen Theil der eingetauschten Landeserzeugnisse niederzulegen, bis er dieselben durch seine eigenen Kähne abholen lassen oder wenigstens Bevollmächtigte senden konnte, welche an Ort und Stelle Kähne und Ruderer hier mietheten und die aufgestapelten Vorräthe nach Libreville oder der französischen Faktorei am Gabun hinaus schafften. Diese Niederlagen oder Magazine aber standen unter der Aufsicht der betreffenden befreundeten einheimischen Könige, und Lion behauptete, daß dieselben noch selten sein Vertrauen getäuscht hätten, weil sie ihn so dringend nothwendig brauchten.

In einigen der Dörfer, welche das kleine Geschwader berührte, traf man die Einwohner noch in voller Arbeit, das Del aus den Samen der einheimischen Delpalme zu gewinnen, und Heinrich und Charles hatten Gelegenheit, die ungemein ursprüngliche Art und Weise dieser Delbereitung zu beobachten. Sobald die Früchte der Delpalme

reif waren, wurden sie vom Baume genommen, einzeln von ihren Stielen abgepflückt und in ein Loch geschüttet, welches an gelegener Stelle in den Boden gegraben und ganz mit glatten harten Steinen (welche in diesen Schwemmländern eine Seltenheit sind) ausgeschlagen war. In diesen Gruben nun wurden die Kerne mit hölzernen Keulen zerstoßen, bis sie all ihr Del abgegeben hatten; hierauf wurde die Grube mit Wasser gefüllt und das obenausschwimmende Del abgeschöpft, die zerstampften Kerne aber weggeworfen, und zwar meist auf solche Stellen, wo man zuvor den Boden etwas mit der Hacke rauh gemacht hatte, weil in der Masse noch eine Menge unverletzter Samenkeime waren, welche leicht keimten und zur Vermehrung und Fortpflanzung der Delbäume dienten. — Das so geschlagene Palmöl war jedoch nicht so gut, wie dasjenige, welches auf den Faktoreien in den nach europäischen Art eingerichteten Delmühlen gewonnen wird, weshalb auch Herr Lion möglichst viel Palmnüsse kaufte und dorthin schickte, um dort Del daraus zu schlagen. Der Rückstand, der sich dabei ergab, die sogen. Delsuchen, wurden dann theils den Hühnern und Schweinen verfüttert, theils getrocknet und zur Feuerung der Kessel verwandt. —

Es war am fünften oder sechsten Tage, seit Heinrich und Charles am Bord der Yacht Aufnahme gefunden hatten, als man Nachmittags eine große seeartige Ansammlung von Wasser erreichte, welche von den Regengüssen der Winterzeit herrührte und die Niederung zwischen mehreren Creeks bedeckte. Man war bereits nordöstlich vom Kap Lopez, im Lande der Bakalaïs, und auf dem Wege nach einem der Flüsse, welche in den Gabán münden und nur zu dieser Jahreszeit von dem Stromgebiet des Ogowá und dessen nördlicher Hauptmündung, dem Nazareth-Flusse, aus zu erreichen sind. In der Mitte der nun überschwemmten Niederung war auf einer leichten Anschwemmung oder Terrainwelle früher ein Dorf der Bakalaï gestanden, welches um irgend einer Ursache willen: sei es in Folge eines feindlichen Ueberfalles, einer Seuche, oder, was am wahrscheinlichsten ist, in Folge irgend eines Aberglaubens von seinen Bewohnern verlassen worden war. Der Ort, wo das Dorf gestanden hatte, ragte in diesem Augenblick als eine Art Eiland von etwa einem Quadratkilometer aus der Lagune auf, und da das kleine Schiffsgeschwader ganz nahe daran vorbeifahren

mußte, so machte Herr Lion seinen jungen Gästen den Vorschlag, der Stätte im Vorübergehen einen Besuch abzustatten.

„Ich bin in früheren Zeiten mehrmals dort gewesen, denn der Häuptling desselben — Dossi oder Dóodat, wie er getauft worden war — bewies mir sehr großes Vertrauen,“ sagte Lion. „Vor einem starken Jahr fand ich zu meinem Erstaunen das ganze Dorf verlassen und einen Theil seiner Hütten schon verfallen und hörte von meinem Lootsen, die Stätte sei monduh, d. h. heilig oder ungeheuerlich, so daß niemand sie zu betreten wagen darf, denn der Ausdruck monduh bedeutet dasselbe, was das Wort Tabuh (taboo) bei den Südsee-Insulanern — einen Ort, welchen die Priester oder Zauberer für unrein, gespenstig oder heilig erklärt haben, den niemand betreten darf und vor welchem alle eine abergläubische Furcht hegen. Diesen Umstand könnten wir nun ausbeuten, und dort, falls irgend eine der Hütten noch in leidlichem Zustande ist, einen Theil unserer Ladung an rohem Gummi niederlegen, um in den Rähnen mehr Platz zu gewinnen. Allerdings müßten meine Mulatten und wir Weißen dieses Geschäft selber besorgen, weil meine Krn-Männer und Neger sich allzu sehr fürchten und um keine Welt einen Ort betreten würden, welcher monduh ist.“

Heinrich war sehr begierig, einen solchen Ort zu sehen, und es ward daher abgemacht, daß Lion und er in dem Ruderboote der ‚Cimbria‘ dorthin fahren, Charles aber einstweilen an Bord der Yacht bleiben und die Fahrt des kleinen Geschwaders nicht unterbrechen sollte, da man an einem im Voraus bestimmten Orte, welchen Severin und der andere Steuermann kannten und der zum Nachtquartier bestimmt war, wieder zusammentreffen wolle; auch sollte die Mannschaft vorerst nichts von dem Besuch in der verlassenen Dorfflur erfahren, sondern glauben, die beiden Herren seien nur weggerudert, um einige Flamingos, Kraniche oder andere Wasservögel zu schießen.

Jem Alboth und Ned Liverwid nebst zwei christlichen Mpongwé setzten also das Ruderboot aus. Lion und Heinrich mit ihren Jagdgewehren stiegen ein, und unter dem Druck der vier Ruder flog das Kielboot, von Lion selbst gesteuert, ordentlich über den breiten Wasserspiegel der Lagune hin und war bald hinter Bäumen und Büschen, welche noch aus dem Wasser ragten, aus dem Gesichtskreise der weiter-

ziehenden Fahrzeuge verschwunden. Allenthalben bemerkte man auf den von der Ebbe bloßgelegten Untiefen der Lagune eine Menge der verschiedensten Wasser- und Stelzvögel: Sattel- und andere Störche, Flamingos, Löffelgänse, Kraniche, Wildenten, Reiher u. a. m., welche sich ohne alle Scheu hier herumtummelten und an den Wasserthieren, Fischen, Würmern und Mollusken in den Tümpeln und im Schlamm reiche Ausbeute fanden. Heinrich stand im Bug des Bootes und betrachtete sich diese Vogelschaaren, welches ihr ungebundenes Treiben kaum beim Näherkommen des Bootes unterbrachen und erst bei einer Annäherung auf 60—70 Schritte aufflogen oder davon schwammen.

„Schießen Sie doch, Heinrich! Die Leute in den Rähnen sollen ja glauben, wir seien nur auf die Jagd gefahren!“ rief Lion und Heinrich that denn auch einige glückliche Schüsse auf schöne Kraniche und andere Vögel, welche ein schmachhaftes Wildbret lieferten.

Ehe eine Viertelstunde vergangen war, legte das Boot an einer zum Aussteigen passenden Stelle an, und Lion und Heinrich mit Neb Liverwid stiegen aus und gingen an's Land, während Jem Alboth mit den beiden Pongos, die nun zu fischen und Schildkröten zu fangen begannen, im Boot zurückblieb. Lion hatte Mühe, den Weg nach dem früheren Dorfe Dossi's zu finden, denn seit derselbe nicht mehr betreten war, hatten junge Gewächse und Schlingpflanzen aller Art den Boden so dicht überwuchert, daß man sich mit dem Fäschinmesser einen Pfad durch das dichte Pflanzengewirr hauen mußte. Endlich gelangte man an die Stelle, wo die ersten Hütten der ehemaligen Bewohner gestanden hatten; aber von den Häuschen selbst war keine Spur mehr zu sehen; nur gewisse Punkte oder kleine Wälle von Holzmulden, aus welchen die verschiedensten Ananas- und sonstigen Gewächse üppig hervorproksten, bezeichneten die Stelle der ehemaligen Wände, und aus dem so umschlossenen Raume ragten bereits mehr als mannshohe junge Stämme von verschiedenen Bäumen hervor, und bildeten ein wirres, von Ranken durchzogenes Dickicht. Mühsam und mit zerrissenen Kleidern und blutender Haut drang man weiter, Lion als Führer voran, den Pfad mit dem Machete hauend, allein nirgends war mehr eine Spur von einem Hause. Nur die hohen und breiten Pflanzengewächse, welche sich von keinen Neben-

buhlern verdrängen ließen, bezeichneten die Stätten, wo die Bakalars des Dorfes früher ihre Gärten bei den Hütten gehabt und ihre Bananen, Manioks und Papayas gepflanzt hatten.

„Dort drüben hinter jenen Büschen stand einst das Fremdenhaus des Dorfes, wo ich mehrmals übernachtete,“ sagte Lion und drang nach jener Gegend vor.

„Nehmen Sie sich in Acht, Sir, hier sind Schlangen!“ rief Ned Liverwick, der hinterste in der Reihe; „ich habe soeben ein paar dieser Teufelswürmer davonhuschen sehen! Da! da ist wieder eine — eine große Cascavella (Klapperschlange)!“

„Bah, hier gibt es keine Klapperschlangen,“ erwiderte Lion, welcher den Anderen um einige Schritte voran war; „die großen Schlangen sind meist unschädlich, — lauter Boas, die nicht giftig sind! Die giftigen sind nur die kleinen und die Baum- und Wasser- schlangen!“ und er hieb von Neuem mit seinem Machete in die stacheligen Lianen. Da schnellte aber dicht neben ihm eine dunkelhäutige Schlange vom Boden auf und wiegte sich einen Moment auf ihrem Schwanz, offenbar in der Absicht, nach Lion zu schlagen; allein Heinrich, welcher sein Gewehr schußfertig in der Hand trug, sah und feuerte ungezielt einen Schleuderschuß nach dem Reptil ab, der es zerschmetterte.

„Herr, was soll das?!“ rief Lion, sich erschrocken umwendend, denn der Schuß kam ihm unerwartet und er hatte die Schrote dicht neben sich pfeifen und prasseln gehört. In seinem Gesicht aber drückte sich Schreck, Argwohn, Born und Ueberraschung aus, als ob Lion argwöhnte, es sei ein hinterlistiger, meuchlerischer Schuß, welcher ihm gegolten habe. „Hab' ich dies um Sie verdient?“ Und er erfaßte sein Gewehr, das er an dem Riemen über den Nacken hereingehängt hatte.

Heinrich bemerkte diesen Ausdruck in dem Gesicht seines Wirthes nicht, denn seine Seele lag in dem Blicke, womit er den Körper der Schlange am Boden zu entdecken und zu ermitteln suchte, ob das Reptil unschädlich gemacht sei. Liverwick aber begriff den häßlichen Argwohn, welcher durch die Seele Lion's zuckte; er sprang herzu, hielt Herrn Lion den Arm und riß ihn zurück.

„Um's Himmels willen, lassen Sie doch die Thorheit, Sir!“ rief er Herrn Lion zu. „Der Schuß galt nur der Cascavella, welche

nach Ihnen schlagen wollte! Eine halbe Sekunde noch und Sie wären verloren gewesen, denn der Kopf der tödtlichen Schlange war keine Spanne mehr von Ihrem Arme! . . . da!"

"Hier ist sie — der Kopf ist zerschmettert, das Thier ist todt!" sagte Heinrich und hob schon die mindestens zwei Meter lange Schlange am Schwanz vom Boden auf. "Das war ein Schuß zur Zeit, Gott sei gelobt!"

Lion blickte von der Schlange auf Heinrich, dessen Gesicht ebenfalls eine große Aufregung verrieth, und nun erst begriff er den Zusammenhang und alles Blut wich ihm vom Herzen, denn er erkannte eine der gefährlichsten Giftschlangen dieser Länder, deren Biß bei den Eingeborenen für unrettbar tödtlich gilt.

"Zurück, meine Herren! um's Himmels willen kehren Sie um! hier sind deren noch mehr!" rief Liverwick; denn er hörte ein verächtliches Rascheln am Boden.

Alle drei kehrten nun rasch um, und erst als sie eine gemessene Strecke zurückgelegt hatten, blieb Lion stehen und bot Heinrich die Hand. "Verzeihen Sie mir meinen Irrthum, meinen unwürdigen Verdacht, mein Freund, mein Lebensretter!" stammelte er in einer tiefen Gemüthsbewegung. "Fürwahr, es war ein Schuß zur Zeit, denn ohne Sie wäre ich todt!"

Heinrich begriff noch immer nicht, was für einen Verdacht Lion gegen ihn gehegt habe, und als ihm dieser nun sagte: er habe geglaubt, Heinrich habe ihn hinterrücks niederschießen wollen, lächelte der junge Deutsche nur und sagte: "Wie konnten Sie nur so etwas von mir denken, Herr Lion?"

"Nun ja, es war thöricht von mir, mein treuer wackerer Freund! aber der Schreck, der Schein! . . . Himmel, welche Nerven, welche Geistesgegenwart haben Sie! wie ging es Alles zu!"

"Es war blitzschnell," sagte Liverwick; "ich sah die Schlange ebenfalls erst in dem Augenblick, als der Schuß knallte! Es war bewundernswerth!"

"Ich habe kein Verdienst dabei," erwiderte Heinrich bescheiden; "ich sah die Schlange aufstehen und schoß instinktmäßig, aus der Hand, ohne zu zielen! Eine höhere Gewalt hat meinen Arm regiert,

um Ihnen meinen Dank thatsächlich abzustatten! Ihr bester Dank gebührt Gott, nicht mir, Herr Lion!"

"Diese Bescheidenheit ehrt Sie doppelt, mein tapferer Retter! ich werde Ihnen das zeitlebens nicht vergessen, mein Freund, mein Bruder!" sagte Lion mit Thränen im Auge und umarmte Heinrich. Und in der ernstesten Stimmung, Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, kehrten sie nach dem Boot zurück, stiegen ein und ruderten dem kleinen Geschwader nach, welches sie bald einholten.

VII.

Von diesem Augenblicke an waren Heinrich Hermann und Marcel Lion Freunde auf Leben und Tod, obwohl Heinrich jedes persönliche Verdienst bei jener That demüthig in Abrede zog und sie nur als eine ganz natürliche Sache betrachtet wissen wollte. Durch Lion aber und durch Liverwick erfuhren auch Charles MacKay und die Mulatten den Hergang, und sie betrachteten fortan Heinrich mit einer besonderen Hochachtung.

Eine Woche später bog das kleine Geschwader aus den vielfach verschlungenen und gewundenen Wasserläufen des ungeheuren Schwamm-lands zwischen dem Gabün und Ngowai in einen größeren Fluß ein, welcher sich von Südosten her in die buchtartige Mündung des Gabün ergoß, und erreichte einige Stunden später ein Mpongwé-Dorf Namens Toba, wo Herr Lion für die Firma Mersfeld Salmons & Comp. in Bordeaux eine Faktorei gegründet hatte. Ganz in der Nähe des Ufers, aber über der Hochflutgrenze war ein viereckiger Raum von ungefähr einer Hectare Flächenraum mit einem hohen Erdwall umgeben und die Kämme des Walls mit einheimischen Dornengewächsen bepflanzt, welche schon jetzt, nach kaum zehn Monaten, eine manns hohe undurchdringliche Hecke bildeten. Innerhalb dieses Geheges standen mehrere Gebäude von europäischer Bauart, aber nur aus Holz und lufttrockenen Ziegeln aufgeführt und mit Palmblättern bedeckt. Die beiden größten derselben waren Magazine oder Speicherräume, das eine größere zur Aufbewahrung der Vorräthe von Palmnüssen und andern Rohstoffen, das kleinere zur Aufbewahrung des fertigen Palmöls, der eingetauschten

Vorräthe von Kautschuck, der verschiedenen Gummi-Arten, Indigo, Zucker, Häuten u. s. w. Ein drittes Gebäude enthielt die Oelmühle, welche fix und fertig sammt einer Dampfmaschine zum Betrieb der Quetschmühlen und der Oelpressen aus Europa bezogen worden war; um dieses Gebäude herum lagen die Küperei, die Packräume u. dgl. Weiterhin standen eine Schmiede, verschiedene Ställe für Ziegen, Hühner und Schweine. Auf der Schatten- oder Südseite stand ein hübsches größeres Wohngebäude mit zwei Flügeln und einer langen offenen Gallerie oder Veranda um das ganze Gebäude herum, welches ein Comptoir und Wohnungen für den Verwalter, den Maschinisten und die Beamten, sowie ein geräumiges Absteigequartier für Herrn Lion enthielt, während unmittelbar am Walle mehrere hölzerne Häuschen für die Arbeiter und deren Familien, jedes mit einem Vordach und einem kleinen Gärtchen, erbaut waren, worin diese ihr Heimwesen hatten. Der Rest des umfriedigten Grundstücks war als Haus- oder Gemüsegarten angelegt, worin Bananen, Maniok, Papayas und verschiedene andere Nahrungs- und Nutzpflanzen gezogen wurden, unter der Aufsicht eines alten Holländers, Namens Blies, welcher dieses Stückchen Land mit Stolz seinen „Kostacker“ nannte.

Vor dieser Faktorei landeten die Rähne, um ausgeladen zu werden, denn das Reiseziel derselben war vorerst erreicht.

„So, meine Freunde! nun heiße ich Sie erst recht willkommen, denn hier ist gewissermaßen meine zweite Heimat, meine eigene Schöpfung!“ sagte Lion. „Ich bleibe vorerst etwa acht Tage hier, um meine Vorräthe von ertauchten Waaren zu wägen und einzutragen, und mittlerweile sollen Sie sich von allen Strapazen der jüngst vergangenen Wochen hier ausruhen. Alsdann fahren wir hinüber nach Libreville und nach der französischen Hauptfaktorei beim Fort d'Amale, wo ich Sie meinem Chef vorstellen und Ihnen zu Ihrem Fortkommen nach Kräften behülflich sein werde.“

Lion wies Heinrich und Charles je ein hübsches Zimmer mit einer lustigen großen Veranda an, wo sie verschiedene kleine Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, wie Betten, Staubbäder, Schaukelstühle, Tinte, Federn und Papier und dgl. vorfanden, welche nach der langen Entbehrung ihnen doppelt willkommen waren. Zugleich ver-

sah er beide mit neuen Kleidern, wie sie dem heißen Klima, beinahe unter dem Aequator, angemessen waren, nämlich Hemden, Blousen und Beinkleidern von leichtem buntem Flanell und von hellblauem Cotonnade, mit Socken, Schuhwerk u. s. w., und bat sie, sich auf das Beste zu pflegen, damit sie sich wieder vollkommen kräftig und munter fühlten, bis er mit seinen Magazinsarbeiten und Inventuren fertig sei.

Charles Mackay fühlte sich etwas unwohl; eine unerträgliche Schlassheit und Schwäche, gepaart mit Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Willensschwäche und einer gedrückten Stimmung, hatte sich seiner bemächtigt, und Lion drang ihm Calomel, schwefelsaures Chinin und andere Arzeneien in starken Dosen auf, weil er befürchtete, bei Mackay könnte sich das verderbliche klimatische Fieber einstellen, welches die Europäer an der Guineaküste so häufig schon in den ersten Wochen heimsucht. Charles hielt sich daher meist im Hause und konnte sich kaum zum Brieffschreiben aufraffen, war daher auch für die wohlwollende Behandlung, welche Lion und Heinrich ihm angedeihen ließen, doppelt dankbar.

Heinrich dagegen war frisch und munter, obwohl er fand, daß dieses Klima ihm „um einen ganzen Rock zu warm“ sei. Er brannte vor Begierde, Land und Leute kennen zu lernen und sich seinem freundlichen Wirthe nützlich zu machen. Die paar ersten Tage hindurch beschäftigte er sich angelegentlich damit, an seine guten Eltern zu schreiben und diesen alle seine Erlebnisse und seine merkwürdige Errettung aus zwei Schiffbrüchen umständlich mitzutheilen, damit sie über sein Verbleiben beruhigt würden. Ferner schrieb er noch an einige seiner Freunde, Verwandten und Lehrer in Deutschland, um auch diesen ein Lebenszeichen zu geben und seine Rettung mitzutheilen; und endlich vervollständigte er die tagebuchartigen Aufzeichnungen, welche er in sein Taschenbuch eingetragen und woran er seit dem Vorabend des verhängnißvollen Sturms und Untergangs der „Cimbria“ nicht mehr geschrieben hatte. Dann aber litt es ihn nicht länger in dem freundlichen Häuschen, und da er sich auf dem Comptoir nicht nützlich machen konnte, so half er Lion und dessen Leuten beim Wägen, Messen, Zählen und Sortiren der Vorräthe und ertauschten Waaren, oder suchte in der Oelmühle und bei der Dampfmaschine irgend eine

Beschäftigung. Mit der ihm angeborenen lebhaften Beobachtungsgabe und Anstelligkeit machte er sich schnell mit Allem bekannt, was die Faktorei umschloß, studierte die Mühlen- und Walzwerke, welche die Palmmüsse zerquetschten, die Pressen, welche aus den zermahlernen Kernen das Del auspressten, und die Quetschmaschinen mit Walzen, welche zum Zerquetschen und Auspressen des Zuckerrohrs dienten, die Zirkelsägen, welche die Stämme und Klöße von Rothholz in die zum Schiffsballast passenden Blöcke zerschnitten, und alle ähnlichen Vorrichtungen. Bald begriff er den ganzen Gang des Geschäftsbetriebs und kannte alle einzelnen Arbeiten, welche in demselben vorkamen.

Die Lebensordnung auf der Faktorei zu Toba war eine höchst einfache. Die Tage und Nächte waren hier unter dem Aequator einander das ganze Jahr hindurch beinahe ganz gleich, und übten natürlich einen wesentlichen Einfluß auf die Zeiteintheilung für die Geschäfte. Die Sonne gieng schon um halb fünf Uhr auf und vertrieb die leichten Streifen dultigen Nebels, welche aus den Wäldern und Sümpfen ausstiegen. Mit dem Morgengrauen waren alle Bewohner der Faktorei munter und giengen nach einem hastigen Frühstück, welches nur aus einer Tasse schwarzen Kaffee oder Thee bestand, an ihre Arbeit. Um sechs Uhr waren der Commis und der Verwalter schon auf ihren Plätzen im Comptoir. Um sieben Uhr wurde ein eigentliches Frühstück eingenommen, welches aus Thee oder Kaffee mit Ziegenmilch, Kassavabrod oder Weizenbrod und Zwieback mit der köstlichen vegetabilischen Butter aus den Früchten der Butterbäume (von denen wir später noch reden werden), aus Hühnereiern, kaltem gebratenem Geflügel oder Fischen oder gesalzenem Fleisch bestand. Hiemit ward eine halbe Stunde verbracht, dann aber die Arbeit fortgesetzt bis gegen elf Uhr, wo die drückende Mittagshize eine Rast gebot. Nun kam das sogen. Gabelfrühstück, der Luncheon der Engländer, nämlich eine tüchtige Mahlzeit aus Austern, Seekrebsen, Fischen, Geflügel, Affen- und Ziegenfleisch, Alles in Palmöl gebraten, nebst Reis, Curry (Reis und Sago mit spanischem und schwarzem Pfeffer stark gewürzt), Eierkuchen u. s. w., dazu gebratene Yamswurzeln und Bananen, Kartoffeln und Gurken oder Melonen, wozu Thee, französischer Rothwein oder Cognac getrunken wurden. Nach dem Mittags-

essen ward ein Schläfchen von einer Stunde gemacht und eine Tasse schwarzen Kaffee mit Cognac oder Rum getrunken, und nun ging es wieder an die Comptoir- und sonstigen Arbeiten bis Sonnenuntergang, gegen sechs Uhr, worauf man ein Bad nahm und zum Diner oder eigentlichen Hauptmahlzeit ging, welche bei Lampenschein eingenommen wurde und außer den schon beim Gabelfrühstück angeführten Gerichten noch gebratene Schildkröten, Fische, Leguan=Coteletten, Nieren und andern Leckerbissen bestand, wie diese die jeweilige Jahreszeit darbot, wozu dann Palmwein und französischer Wein und hernach Kaffee mit etwas Brantwein, genommen wurden, worauf man den Abend mit Plaudern, Rauchen, Domino-, Karten- oder Trictrac-Spiel beschloß.

Dieses Leben führten der Verwalter oder Directeur, die beiden Commis, der Maschinist und der Arbeitsaufseher, welche alle mit Lion, wenn dieser gerade in Toba anwesend war, an Einem Tische aßen und ihre Verpflegung auf Kosten der Firma erhielten. Allein Lion theilte sich an diesen Tafelgenüssen nicht, welche er jedoch den Anderen nicht verkümmerte, wenn sie auf seine Warnung nicht hören wollten, daß diese Kost bei der geringen körperlichen Anstrengung und dem heißen erschlaffenden Klima eine viel zu reichliche und nahrhafte sei, welche den Menschen nur vollblütig und träge mache. Leider hörten die weißen Tischgenossen nicht auf Lion's Warnungen und lächelten im Stillen über das Beispiel, welches er ihnen gab, indem er statt der vielen starkgewürzten Fleischspeisen sich vorwiegend mit Thee, Ziegenmilch, Brod von Cassava oder Weizenmehl, gebratenen Yamswurzeln, Bataten, Anonen und andern Früchten, mit Eiern und Eierkuchen begnügte, niemals Brantwein und nur sehr wenig Wein trank, sondern seinen Durst lieber mit kaltem, leicht gesüßtem Thee oder Aufguß von Kolanüssen löschte, und kaum zur Nothdurft aß und trank und in Allem die größte Mäßigkeit, Ordnung und Genügsamkeit beobachtete. Dafür aber war er kräftig, sehnig, munter und fieberfest, während unter den anderen Weißen kein einziger war, welcher an Gesundheit, Ausdauer, Muthigkeit und gutem Aussehen mit ihm wetteifern konnte, denn der eine war fahl und gelb, mit tief eingesunkenen, dunkel umrandeten Augen und verdrossenem Blick und Ausdruck, mit allen Zeichen von Leber- und Gallenkrankheit behaftet,

der andere war aufgedunsen, schwammig anzusehen mit stark geröthetem Gesicht und strotzend vollen Adern, als ob er jeden Augenblick von einem Schlagfluß heimgesucht werden wollte.

Während die anderen Weissen ihre Freistunden mit Schlafen, Trinken und Spielen verbrachten, zog sich Marcel Lion, wenn er in Toba war, auf sein Zimmer zurück und suchte sich geistig zu beschäftigen, indem er nützliche Bücher las oder seine vielfältigen Beobachtungen und Erlebnisse auf seiner Reise niederschrieb oder Berichte für sein Haus in Bordeaux ausarbeitete, oder gar einzelne seiner Erfahrungen und Beobachtungen zu Aufsätzen verarbeitete, welche er an die französischen Zeitungen und geographischen Zeitschriften einschickte. Auch die Pflanzen- und Thierwelt, die Menschenrassen dieser Gegend, ihre Sprachen und ihr häusliches Leben und ihre Zustände beschäftigten seine Beobachtung, deren Resultate er niederschrieb und in einer Reihe schön geschriebener Hefte in hermetisch schließbaren Blechkapseln vor der Zerstörungswuth der Termiten, Ameisen, Wespen und andern Insekten und vor den Unbilden dieses feuchtwarmen Klima's verwahrte. So fand Lion immer eine angenehme, lehrreiche und anregende Beschäftigung, welche seinen Geist frei und heiter erhielt, niemals Langeweile und Eintönigkeit bei ihm aufkommen ließ und sein Leben selbst in dieser Umgebung zu einem unterhaltenden, ergiebigen und nützlichen gestaltete.

Lion hatte Heinrich, an welchen er sich brüderlich innig angeschlossen und dem er eine Art väterlichen Wohlwollens erwies, mit all diesen Einzelheiten seines persönlichen und täglichen Daseins bekannt gemacht, ohne ihm jedoch predigend oder warnend die Nachahmung dieser Lebensweise zu empfehlen, denn er wußte, daß lebhaft und selbständige, selbstbedenkende Naturen das Schulmeistern nicht ertragen. Aber er hatte ihn eingeladen, sich seiner Bücher und Zeitschriften, seiner Landkarten, seiner Schreibmaterialien, Fischerei- und Jagdgeräthe, seiner Waffen u. s. w. unbedingt zu bedienen. Heinrich hatte auch hievon bescheidenen Gebrauch gemacht, aber vor Allem seine ganze Lebensweise in Essen und Trinken, in körperlichen Uebungen und geistigen Beschäftigungen ganz in ähnlicher Weise geregelt, wie Lion, und sich darüber sogar in manchen Dingen noch den Rath desselben erbeten. Dafür hatte Lion ihn auf seine Rundgänge und Ausflüge mitgenommen,

wenn er die ziemlich ausgedehnte Pflanzung von Zuckerrohr, Delpalmen und Butterbäumen auf einer ehemaligen Sandbank im Flusse besuchte, die nun durch Buhnen und Dämme vor dem Einbruch des Wassers geschützt war, oder wenn er in das Dorf hinüberging, um mit dem Könige zu verhandeln, welcher eine große Freundschaft für Lion an den Tag legte, und demselben zu gewissen Zeiten eine Anzahl Männer und Weiber als Arbeiter lieferte.

Als Lion diese Faktorei anlegte, hatte er schon dabei den doppelten Zweck im Auge gehabt, nicht allein selber Palmnüsse, Butter und Zucker für den eigenen Gebrauch des Etablissements zu erzielen, sondern zugleich auch diesen, einem unverkennbar raschen Aussterben geweihten Wilden einige von den Künsten der Civilisation beizubringen. Diese Mpongwé, Schekiani, Bakalaï und wie all die verschiedenen Stämme des großen Bantu-Volkes dieser Länder heißen, sterben nämlich unverkennbar schnell aus, denn sie sind ein weicher, träger und wenig rühriger Menschengeschlag, der mehr und mehr von den aus Osten und Nordosten her eindringenden stärkeren, kriegerischeren und thatkräftigeren Stämmen durch Kriege aufgerieben oder sonst verdrängt wird. Diese Stämme am Gabun und Camerun haben durchaus nicht die Geschicklichkeit der Afschanti und anderer nördlicher Völkerstämme in Behandlung des Eisens, in Goldschmiede-Arbeiten, Böttcherei, Salz- und Seifebereitung, in Verarbeitung der Baumwolle zu schönen feinen Geweben u. dgl. m., sondern sie leben träge in den Tag hinein oder treiben höchstens Handel, lassen ihre Weiber für sich arbeiten und sind im krassesten Aberglauben befangen. Zwar wirken katholische Missionäre unter den Mpongwé, Schekiani, Bakalaï und den regsameren Jan oder Janti, und bekehren wohl einzelne; aber Lion hielt hierauf in so lange nicht viel, als man diesen Wilden nicht auch die Wege zeigte, in ihrem körperlichen Dasein menschenwürdiger zu werden, und darum hatte er die dem König von Toba abgekauften Ländereien in dieser Weise bepflanzt und den Pongos gezeigt, daß er für seine Delmühle und Zuckermühle immer Palmnüsse, Butternüsse und Zuckerrohr bedürfe, welche Produkte die Eingeborenen leicht erzielen und stets zur Stelle mit Vortheil verkaufen könnten. Sein Beispiel hatte auch einige Nachahmung gefunden, namentlich bei dem Könige selbst, welcher sich mit seinen

Weibern und Töchtern hatte taufen lassen, nun den Namen Eusebe führte und darauf verseffen war, die Europäer in allen Stücken nachzuahmen. Lion trug sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken, die köstliche vegetabilische Butter zu einem Handelsartikel zu machen, von welchem er sich in Europa und namentlich in Frankreich einen großen Absatz versprach. Diese Butter ist nämlich außerordentlich wohl-schmeckend, fest und fett und ersetzt in ganz Westafrika die aus Kuh-milch bereitete vollkommen, erhält sich selbst in jenen heißen Ländern un-gefalzen das ganze Jahr hindurch frisch und süß, wird nicht ranzig und kann ebenso gut zum Kochen verwendet wie roh verspeist werden. Man gewinnt sie von den Früchten zweier Bäume, deren einer, die *Pentadesma butyracea* (*Bassia Parkii*) der Naturforscher, ein stattlicher, im Aussehen der amerikanischen Eiche ähnlicher Baum ist und grünschalige olivenförmige Früchte mit süßem Fleisch und einem Kern in steiniger Schale trägt, in den Wäldern der großen Flußgebiete des tropischen Afrika sehr häufig vorkommt und sich leicht künstlich züchten läßt. Der andere Butterbaum, welcher in den Flußgebieten des Gabun, Ogowai und der noch südlicheren Flüsse sogar häufiger ist als der erste, trägt pflaumenartige Früchte und heißt bei den Natur-forschern *Combretum* oder *Sheadendron butyrosuum* und liefert in seinen Samenkernen ebenfalls die vegetabilische oder Schih-Butter. Die reifen Früchte dieser beiden Bäume werden ihres süßen Frucht-fleisches durch Reiben entkleidet, die Kerne aber erst in der Sonne oder noch besser am Feuer getrocknet, dann zerquetscht und ausgepreßt und geben nun ein halbfestes Fett, fast wie Kakaobutter, nur weicher, von angenehmem Geruch, köstlichem Geschmack und mindestens ebenso großem Fettgehalt, als die beste Süßbutter von Kuhmilch. Heinrich hatte nicht sobald die Schihbutter gekostet, welche in der Faktorei selber geschlagen und gepreßt worden war, als er Lion's Ueberzeugug theilte, daß diese vegetabilische Butter dereinst noch ein bedeutender Ausfuhrartikel der Länder zwischen Niger und Congo werden und im Handel mit Europa eine Rolle spielen dürfte.

„Das Verdienst, auf diesen Ausfuhrartikel der Zukunft aufmerksam geworden zu sein, gehört übrigens nicht mir,“ sagte Herr Lion bescheiden. „Schon vor Jahrzehnten, als der Sklavenhandel an diesen Küsten

noch in voller Blüte stand, begann eine Nachfrage nach dieser Butter, welche namentlich nach Portugal und Spanien und dem tropischen Amerika ausgeführt werden sollte. Der König von Dahomeh ward durch die steigende Nachfrage nach solcher Schibutter so sehr beunruhigt, daß er, in der Befürchtung, die Buttergewinnung könnte die Bewohner seines Landes von der Sklavenjagd ablenken, den Befehl gab, den Butterbaum in seinem ganzen Gebiet auszurotten, und die Buttergewinnung verbot."

"Und hat er damit seinen Zweck erreicht? fragte Heinrich.

"Mit nichten, denn die wuchernde Fruchtbarkeit dieser Zone läßt sich keine Beschränkung auferlegen," erwiderte Lion. "Man mag da und dort die Bäume niederbrennen, aber so lange ihre Wurzeln noch im Boden stecken bleiben, treiben diese alljährlich neue Wurzelanschläge, und da im unentwirrbaren Chaos der Wälder unmöglich alle Butterbäume ausgerottet werden können und die stehenbleibenden alle Jahre Früchte tragen, welche zur Reifezeit zu Boden fallen, so werden diese durch Affen und andere Thiere sowie durch die Gewässer über weitere Kreise verbreitet, und verzüngen sich fortwährend durch neu keimende Individuen."

Herr Lion hatte schon an einem der ersten Tage seine beiden Gäste mit sich nach dem Dorfe genommen und dem König Eusebe vorgestellt. Das Dorf, nur einige hundert Meter von den Wällen der Faktorei unter schönen Bäumen gelegen, hatte ein reinliches, freundliches Ansehen. Die Häuser oder Hütten, mit Wänden aus Flechtwerk von Palmblattstengeln und Dächern von Palmblättern, standen in zwei langen unregelmäßigen Reihen. Jede Hütte hatte ihre Galerie oder Veranda, mit Ruhebänken und Stühlen, welche aus den Blattstielen der Enimba-Pflanze geflochten sind. Das Innere der Hütten aber ist minder gefällig als das Aeußere und ziemlich schmutzig, denn die Bewohner theilen ihre Behausung mit den Ziegen, Hühnern und den kleinen chinesischen Schweinchen, welche Herr Lion hier am Gabün eingeführt hatte. Lion hatte dem König Eusebe seinen Besuch ansagen lassen mit dem Bedeuten, daß er ihm zwei junge Weiße vorstellen wolle, welche seine Freunde seien und auch des Königs Freunde werden möchten. Es war daher natürlich, daß die Besucher

in sehr feierlicher Weise empfangen wurden. Als Heinrich und Charles unter Lion's Führung die Hütte des Königs betraten, welche sich kaum durch ihre Größe von denjenigen seiner Unterthanen unterschied, sahen sie den König Eusebe und das vornehmste seiner Weiber dem Eingang der Hütte gegenüber in großer Gala auf einer Bank sitzen, zu seiner Rechten auf Stühlen und Kissen zwei oder drei seiner anderen Weiber, zu seiner Linken auf einer Bank vier von seinen Töchtern, dunkelbraune junge Mädchen, die für Negerinnen gar nicht häßlich waren und die Fremden unbefangen betrachteten und anlachten, aber durchaus nicht frech und zudringlich waren. König Eusebe, ein ziemlich kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, aber mit einem schwachen Anflug von grauem Barte und gutmüthig stumpfem Gesichte, war barfuß, trug statt der Beinkleider einen kurzen Weiberrock von grün und roth schillerndem, aber verblühtem Seidentaffet, darüber eine ziemlich schmutzige, reichgestickte Weste von strohgelbem Atlas und einen reich in Gold gestickten altmodischen blauen Frack von einer französischen Civiluniform mit silbernen Franzen-Epauletten und den silbernen Schnüren eines Adjutanten und dazu als Kopfbedeckung einen alten Pelzkasack eines französischen berittenen Jägers oder Artilleristen, mit goldenen Vorten und Troddeln über und über benäht; dazu auf der Brust und um den Hals verschiedene große Silber- und Goldmünzen an Ketten und farbigen Bändern, welche die Stelle von Orden vertreten sollten. Seine braunen narbenvollen Hände stützten sich auf den Korb eines langen Ritrassierpalaschs. Die Königin Amélie, eine fette Negerin, trug ein schmutziges altes Ballkleid von Rosafeidentoff ohne Leibchen, eine schmutzige Spitzenchemisette, eine Mantille von braunem Sammet und einen alten gezogenen Hut von gelbem Atlas mit Straußen- und Marabutfedern; dazu goldene Ohrreife von der Größe eines Hünffrankenthalers und eine große Brosche mit einer Photographie der „Rigolboche“, einer Tänzerin der Pariser Studentenhalle. Ein Spaßvogel aus der französischen Faktorei hatte der Königin Amélie diese Brosche überreicht, als ob sie ein Geschenk des Kaisers Napoleon sei und das Bild seiner Kaiserin enthalte. Die übrigen Weiber und die Töchter des Königs Eusebe waren einfacher gekleidet, trugen meist lange Kleider von französischem Rattun und Ohr-

ringe, sowie viele Schnüre von Glasperlen, Korallen u. s. w. um den Hals.

Die Begrüßung war nach der Landessitte mit Ueberreichung von Kolanüssen begleitet, welche man mit einander verzehrte, und dann überreichten Heinrich und Charles dem König je eine halbe Flasche Cognac, welche mit dem sichtlichsten Wohlgefallen angenommen wurde. Hierauf lud der König, welcher einige Worte Französisch verstand, die Gäste ein, auf den Kisten und Koffern Platz zu nehmen, welche in der ganzen Hütte umherstanden, denn je mehr solche Kisten zc. eine Hütte enthält, für desto reicher gilt ihr Besitzer. Dann begann Herr Lion eine Rede in der Landessprache, welche das Königspaar mit aller ernstesten Würde anhörte, während Heinrich und Charles sich die Hütte und ihre Bewohner betrachteten.

In der Hütte selbst war nichts Merkwürdiges, als eine kleine Gypsbüste Napoleon's I. und ein auf Pappe aufgezeichnetes lithographirtes Porträt Napoleon's des Dritten, einige eiserne und kupferne Koch- und verschiedene Eß-Geschirre und Kannen von gemeiner Faience, und einige alte Steinschloß-Musketen und Karabiner. So wandten sie denn ihre Blicke zunächst den Weibern und namentlich den Töchtern des Königs zu, denn diese sicherten nach Art junger Mädchen unter einander, schielten zu den beiden Jünglingen herüber, weil ihnen das goldblonde straffe Haar und der kleine blonde Bart von Charles Mackey ganz neu und wunderbar erscheinen mochten, und tauschten ihre Bemerkungen über dieselben unter sich aus. An den Wänden der Hütte und unter der Thüre standen und drängten sich alte und junge Männer, die Söhne und Verwandten des Königs, um sich ebenfalls die beiden Fremdlinge zu beschauen und Lion zu begrüßen, der sehr bei diesen Leuten beliebt zu sein schien.

Heinrich hatte mit den Augen bald alles dasjenige überflogen, was ihn an Personen und Dingen in dieser Hütte zu interessiren schien, und verwandte alsbald seine Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung, welche Lion mit König Gusebe führte. Er hörte nämlich hie und da einige Worte, welche ihm bekannt vorkamen und deren Bedeutung in der Sprache der Betschuanen und Bakwénas, unter welchen er seine Kindheit verlebte und deren Sprache er erlernt hatte,

ihm bekannt war. Je länger er hinhorchte, desto mehr derartige Worte, welche oft nur durch eine etwas rauhere Aussprache oder andere Betonung etwas verändert waren, erkannte er und verstand nach und nach, daß das Gespräch der Beiden sich um ihn selbst und seinen Gefährten Charles drehte, deren Schicksale Lion dem König erzählte und die sowohl diesen als einen Theil der Zuhörer sehr zu interessiren schienen. Endlich wandte sich König Eusebe in einer langen lebhaften Rede an Charles und Heinrich selbst, worin er, wie Heinrich halb und halb verstand und wie aus Lion's Verdolmetschung dann noch deutlicher hervorging, die beiden jungen Männer in seinem Lande willkommen hieß und ihnen erklärte, sie gefielen ihm sehr und er sei sehr erfreut, wenn sie sich unter seinem Volke niederlassen wollten. Er werde sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen Ländereien zu verkaufen, durch seine Sklaven Hütten errichten und den Boden bebauen zu lassen und ihnen auch einige seiner Weiber oder Töchter zu verkaufen, wenn sie solche heiraten wollten.

„Dies ist von dem Alten sehr ernsthaft gemeint,“ setzte Lion lächelnd hinzu, „denn er hält dies für eine große Ehre beiderseits, obwohl ihr sie ablehnen werdet. Aber ich will dieses Ansinnen, welches sonst nur eine Höflichkeitsphrase dieser Schwarzen ist, in möglichst zarter Form ablehnen, indem ich ihm sage: ihr anerkennt dankend seine freundlichen Gesinnungen, wolltet euch aber die Sache noch überlegen und die vier jungen Schönen, seine Töchter, erst näher kennen lernen, bevor ihr eure Wahl treffet.“ Und da Heinrich und Charles damit einverstanden waren und dem königlichen Paare freundlich zunickten, so antwortete Lion in diesem Sinne, was den König sehr erfreute und zu einer weiteren langen Rede veranlaßte, an deren Schluß er einige seiner Weiber wegschickte, um Palmwein, Bananen, Cassavakuchen und andere Erfrischungen herbeizuschaffen und die Gäste damit zu bewirtheten.

Als nun der Blechnapf mit dem Palmwein herumgeboten wurde und die Gäste Bescheid thun sollten, konnte sich Heinrich den Spaß nicht versagen, aufzustehen und in der Bawéna-Sprache eine kleine Rede zu halten, worin er ungefähr sagte: er danke dem König Eusebe für seine freundliche Aufnahme und guten Absichten, welche

er vollkommen theile und erwidere, und er selbst wünsche nichts sehnlicher, als ein Freund des Königs und ein Bruder der Mpongwe zu werden, und kraft dieser Gesinnungen trinke er auf das Wohl des Königs und seines ganzen Hauses und wünsche ihm, daß ihm die guten Dinge dieser Erde: Speise und Trank, reiche Ernten, schöne Kleider und Gesundheit, niemals ausgehen, daß seiner Söhne Zahl sich mehren möge wie die der Zicklein seiner Ziegen, und daß seine Töchter blühen mögen, wie die Palmen auf ihren hohen Stämmen, denn sie seien ja auch schlank und geschmeidig und lieblich anzuschauen mit ihren wiegenden Häuptern wie die Palmen über dem Walde.

Raum hatte Heinrich langsam, feierlich und ausdrucksvoll zu reden begonnen, wie dies bei den Palavers der Eingeborenen Sitte ist, so konnte er Staunen und Ueberraschung in den Mienen aller Zuhörer lesen, die sich desto mehr aufheiterten, je weiter sie ihm in seiner Rede folgten. Offenbar verstanden sie die meisten seiner Worte, oder begriffen wenigstens deren Sinn, denn sie nickten und winkten ihm freundlich zu und geberdeten sich wie Kinder, denen man eine Freude gemacht hat. Sobald er aber geendet hatte, so klatschten die Männer in die Hände und stießen Freudenrufe aus, die Weiber sprangen und tanzten, König Gusebe aber eilte auf Heinrich zu, schloß ihn so tiefgerührt in seine Arme, daß Heinrich beinahe die Rippen knackten, und rieb seine Nase so energisch an derjenigen Heinrich's, daß dieser hätte schreien mögen. Heinrich glaubte daher eine solche leidenschaftliche Freudenbezeugung ebenso kräftig erwidern zu müssen, drückte den König an sich, daß diesem schier Hören und Sehen verging, rieb seine Nase so kräftig an der königlichen, daß der Chasseurs-Kalpak zu Boden fiel, und tanzte dann mit dem Könige in der Hütte herum, was die Anwesenden so über die Maßen erfreute, daß sie ebenfalls schreiend und tanzend herumhüpften und sich herzubrängten, um den neuen Freund und Bruder ebenfalls zu begrüßen und von ihm umarmt zu werden.

Lion und Charles waren anfangs auch ganz starr vor Erstaunen und Ueberraschung gewesen, bis der ganze komische Auftritt sie zum herzlichsten Gelächter herausforderte, und als sie nun ebenfalls in diese Freundschafts-Bezeugungen mit eingeschlossen wurden und mit

allen Männern kräftige Handschläge und Umarmungen austauschen mußten, mengten sie sich unbefangen in den lärmenden Jubel, welcher die Hütte erfüllte und das ganze Dorf heranzog, so daß man sich bald in der Hütte vor Menschen nicht rühren konnte.

Unter weiteren pathetischen Reden aller Art von Seiten des Königs und einiger seiner männlichen Verwandten gestaltete sich dann das Ganze zu einem Gelage, in welchem sehr viel Palmwein vertilgt wurde (obgleich Lion und seine Begleiter kaum an dem Napfe nippten, wenn er ihnen gereicht wurde, und Heinrich und Lion immer einen artigen Trinkspruch vorzubringen wußten) und die lärmende Fröhlichkeit unter Geschrei, Tanz, Musik von Tamtans und Muschelhörnern bis tief in die Nacht fortbauerte; Lion und seine Gefährten stahlen sich bei Zeiten davon, als der Palmwein seine Wirkung auf die Schwarzen äußerte, und erreichten unbemerkt die Faktorei, wo sie sich zum Abendbrod setzten und den andern Weißen Bericht von ihrem Besuche bei König Gufube gaben.

„Sagen Sie mir nur, lieber Freund, woher Sie die Bantu-Sprache kennen!“ sagte Lion.

„Bantu? Ich sprach ja Bakwena, welches ich als Kind unter den Betschuanen erlernt habe und mit welchem man sich allerdings auch den meisten Kaffernstämmen verständlich machen kann,“ erwiderte Heinrich, und erzählte nun, wie er durch die wahrgenommene Ähnlichkeit vieler Worte der Mpongwe-Sprache auf den Einfall gekommen sei, seine Wirthe in der Bakwena-Sprache anzureden.

„Jemum,“ belehrte ihn Lion, — „die meisten Dialekte oder Idiome der südafrikanischen Völker sind nur Zweige der Bantu-Sprache, wie diese Völkerschaften insgesamt dem gemeinsamen Urstamm der braunen oder erdfarbenen Bantu angehören; aber ich hätte mir nicht träumen lassen, daß die Sprache der Bakwena im Innern der Ostküste derjenigen der Mpongwe an der Westküste so nahe stehe, denn ich verstand ja beinahe jedes Wort von Ihnen“.

„Just wie ich das Meiste von Ihrer Rede,“ sagte Heinrich; „ich bin sogar überzeugt, daß, wenn ich irgend ein geschriebenes oder gedrucktes Buch in Mpongwe sähe, ich es bald verstehen und erlernen würde.“

„Dazu kann Rath werden, lieber Freund! Drüben in Libreville sind amerikanische Methodisten-Missionäre, welche Bücher in Mpongwé besitzen und sogar, so viel ich weiß, selber Bücher über diese Sprache und in derselben geschrieben haben und Ihnen diese gern mittheilen werden; und da Ihnen nun doch einmal das Loos beschieden zu sein scheint, einige Zeit unter uns zu leben, so können Sie nichts Besseres thun, als das Mpongwé erlernen, welches auch die anderen Völker dieser Gegenden verstehen, und wovon Sie im Verkehr mit den Eingeborenen großen Nutzen haben werden.“ —

Heinrich sah die Zweckmäßigkeit dieses Rathes ein und suchte sich schon am anderen Tag im Verkehr mit den eingeborenen Arbeitern auf der Faktorei mit deren Sprache bekannt zu machen, und eine Anzahl von Wörtern zu sammeln, welche ihn belehrten, daß diese beiden Sprachen nur etwa so von einander verschieden seien, wie das niederrheinische Plattdeutsch von dem Schweizerdeutsch im sogen. Zürich-Gebiete, daß aber die Wurzel beinahe immer dieselbe sei, und diese Einsicht machte ihm große Freude. Da nun König Eusebe schon am folgenden Tag den Besuch seiner Gäste auf der Faktorei selber erwiderte, um Heinrich und Charley dringend einzuladen seine Hütte öfter zu besuchen und sich als seine Hausfreunde zu betrachten, so sprach er mit dem König und dessen Umgebung immer nur Bakwéna, und bemühte sich, ihre Sprache zu verstehen und sich anzueignen, verfehlte auch nicht, hie und da Abends nach der Mahlzeit noch einen Besuch bei König Eusebe zu machen, welchen er gewöhnlich rauchend und Palmwein trinkend auf einer Bank unter der Veranda ausgestreckt und leider häufig auch betrunken antraf, während seine Weiber und Töchter um ihn her mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren.

VIII.

Vion's Geschäfte auf der Faktorei Toba zogen sich unerwartet in die Länge, weil er, um die Magazine einigermaßen zu räumen, alle Tage abwechselnd die Nacht oder einen kleinen Cutter mit Ladungen von Palmöl, Kautschuk oder Gummi nach der Hauptfaktorei auf dem rechten Ufer des Gabun hinüber schicken mußte. Er hatte Heinrich

mehrmals aufgefordert, in einem der beiden Schiffe hinüberzufahren und sich dem Hauptfaktor, Herrn Griffon, und den französischen Offizieren und Beamten daselbst vorzustellen; allein Heinrich hatte es dankend abgelehnt, obwohl er auch von Herrn Griffon dazu eingeladen wurde.

„Lassen Sie mich einst hier bleiben und mich hier nach Kräften nützlich machen, lieber Freund,“ hatte Heinrich zu Lion gesagt. „Bei Ihnen fühle ich mich behaglich und heimisch, während ich dort drüben unter Fremden wäre, die mir nach allen Richtungen hin mehr oder weniger fremd sind. Wenn Sie hinüber gehen und mich mitnehmen wollen, so werde ich Sie gern begleiten, aber nur nicht allein hinüber!“ Und so blieb Heinrich denn, und fand bald auch einen weiteren Beweggrund für sein Bleiben, denn Charles Macay erkrankte plötzlich ernsthaft am sogen. Lagos- oder Guinea-Fieber, und Heinrich ließ es sich nicht nehmen, ihn trotz aller Gefahr der Ansteckung so liebevoll und sorgsam wie möglich zu versorgen. Allein trotzdem wurde der Kranke immer schwächer und das Fieber heftiger, und diejenigen Mittel, welche Lion ihm geben konnte, erwiesen sich erfolglos, so daß dieser schon davon sprach, entweder Charles nach der Hauptfaktorei hinüberzuführen oder den Militärarzt von dort herüberkommen zu lassen.

Bevor man noch zu einem Entschluß hierüber gekommen war, langte eines Abends der Hauptfaktor, Herr Griffon, mit dem Cutter in Toba an, um „zum Rechten zu sehen“, wie er sich ausdrückte. Heinrich wurde ihm vorgestellt und war sehr erstaunt, in diesem Beamten auf einem so verantwortlichen Posten keinen gereiften Mann, sondern einen eleganten Pariser Stutzer von kaum fünfundzwanzig Jahren, mit vornehmen Manieren und einem gewissen hochmüthigen Gebahren, zu sehen. Herr Griffon war äußerst artig und zuvorkommend verbindlich gegen Heinrich und erkundigte sich angelegentlich nach dessen persönlichen Verhältnissen, so wie nach denjenigen des kranken Charles, und Heinrich bemerkte bald, daß Herr Griffon weit mehr Sympathie für Charles, als den Sohn eines reichen Engländers, welcher nur zu seiner Ausbildung in Europa gewesen und zu seinem Vergnügen gereist war, hegte, als für ihn, den Angehörigen der verhaßten Deutschen Nation und den Sohn eines armen protestantischen

Missionärs. Herr Griffon war der Sohn eines Geschäftstheilhabers des Hauses Merveld Salmons & C. in Bordeaux und verdankte seine Anstellung mehr dem Ansehen und Vermögen seines Vaters als seiner eigenen Brauchbarkeit. Er erkundigte sich, ob Heinrich während des jüngsten deutsch-französischen Kriegs auch im deutschen Heere gedient habe, und bemerkte dann auf dessen Verneinung, er selbst habe den Krieg als Lieutenant der Mobilgarde mitgemacht und sich dabei das Kreuz der Ehrenlegion erworben, dessen hochrothes Band er beeifert im Knopfloch seines feinen schwarzen Rocks zur Schau trug. Es entging dem scharf beobachtenden Blicke Heinrich's nicht, daß er in den Augen des eiteln und eigenliebigen Herrn Griffon wenig Gnade fand, weil dieser von der Höhe seines Vermögens und Standes stolz auf ihn herabjah und diese Geringschätzung nur unter einer um so übertriebenereu grinsenden Höflichkeit barg; auch fühlte Heinrich instinktmäßig, daß Herr Griffon kaum mit geringerem Dünkel auf den thätigen und tüchtigen Lion herunterschaute, und dies verdroß Heinrich im Stillen.

Der Besuch Griffon's auf Toba hatte offenbar keinen anderen Zweck als den eines Zeitvertreibs oder einer Vergnügungsfahrt. Er durchwandelte kaum die Arbeits- und Speicherräume der Faktorei, warf nur einen flüchtigen Blick in die Bücher und Register, ließ dann den König Guföbe kommen, welchen er betrunken machte und hänselte, und ließ sich auf das Reichlichste bewirthen. Er führte bei Tische beinahe allein das Wort, denn die Angestellten der Faktorei sanken vor ihm beinahe in die Kniee, belachten Griffon's Witze und Anekdoten und lauschten mit wahrer Andacht den Erinnerungen an Paris und das lustige Leben, welches Herr Griffon dort einige Jahre lang geführt hatte, ehe er an den Gabün kam.

Diese Erzählungen nun waren durchaus nicht nach Heinrich's Geschmack, welcher darüber nicht lachen konnte und weder begriff, wie ein junger Mann, welchen man zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Vollenbung seiner Erziehung in eine große Stadt schicke, diese Gelegenheit nur zu einem leichtsinnigen und ausschweifenden müßigen Leben mißbrauchen könne, noch wie man sich mit diesem Mißbrauch und mit lieberlichen Streichen noch brüsten möge. Heinrich

blieb daher ernst und schweigsam und konnte um alle Welt nicht lachen, während die Franzosen ihrem Chef mit funkelnden Augen und allen Zeichen der Theilnahme und des Beifalls zuhörten, Herr Lion aber Geschäfte vorschützte und mit einer Hand voll Papiere sich in ein Nebenzimmer flüchtete, um zu rechnen.

Sobald die Schicklichkeit es erlaubte, verließ Heinrich die Abendtafel und ging noch im Mondschein spazieren, bis er sah, daß die Fenster in Griffon's Zimmer beleuchtet waren, woraus er schloß, daß der Hauptfaktor die Sitzung aufgehoben hatte. Nun suchte Heinrich sein eigenes Zimmer auf; als er aber unter den Fenstern von Griffon's Absteigequartier hinging, — welche nach der Art der westafrikanischen Faktoreien nicht mit Glasscheiben versehen, sondern mit feinem Gitterwerk von Stahlbraht, sogen. Drahtgaze, bezogen waren, um der Luft freien Zutritt zu gewähren und nur die Insekten, Schlangen, Eidechsen, Scorpione und Fledermäuse abzuhalten, welche zur Nachtzeit in die Fenster einzudringen suchten, — hörte er, daß Lion bei Griffon war, lebhaft mit diesem sprach und daß von ihm die Rede war, denn er hörte mehrmals die Namen Henri und Hermann nennen. So sehr er auch begierig war, zu erfahren, in welchem Zusammenhange von ihm gesprochen werde, so verschmähte es doch Heinrich, stehen zu bleiben und den Hórcher zu spielen. Er ging daher nach dem Seitenflügel des Hauses, wo sein Zimmer und dasjenige von Charles lagen, schaute noch einmal nach Charles, welcher unter der Aufsicht und Pflege einer alten Mulattin in wilden Delirien dalag, und begab sich dann auf sein Zimmer, das dicht neben demjenigen des Herrn Lion lag.

Es dauerte nicht lange, so kam auch Lion und trat bei Heinrich ein, als er diesen noch auf den Beinen sah. Heinrich bemerkte einen Ausdruck von Ernst und Verstimmung in Lion's Gesicht, wollte aber nicht nach dem Grunde fragen; Lion selbst schien jedoch geneigt, darüber zu sprechen.

„Nun, wie gefällt Ihnen Herr Griffon?“ fragte er halb ironisch; „sagen Sie mir unverhohlen Ihre Ansicht, lieber Freund! Sie sind vom Tische weggegangen, während er noch im vollen Zuge des Erzählens war? Seine Prahlereien und angeblichen Abenteuer waren wohl nicht nach Ihrem Geschmack?“

„Nein, fürwahr, das sind sie nicht und werden es niemals sein,“ erwiderte Heinrich ruhig und fest. „Ich bin in den jüngsten Jahren unter Menschen gewesen, welche das Leben von einer ernsten und sittlichen Seite auffaßten, und ich hasse nichts mehr, als die Rohheit und deren Bruder, den Leichtsinn. Herr Griffon spricht von Dingen, welche mir heilig sind, wie Sittlichkeit, Tugend, Reinheit, Frauenwürde u. dergl., mit einer Geringschätzung, welche mich ordentlich verletzt und mir, trotz seines eleganten Gebahrens und seiner feinen Manieren, einen sehr geringen Begriff von seiner Bildung gibt. Es ist vielleicht vorschnell und thöricht, aber ich kann mir nicht helfen: ich glaube zu fühlen, daß Herr Griffon und ich zwei ganz diametral entgegengesetzte Naturen sind, daß wir uns niemals näher kommen werden, und da es mein Grundsatz ist, nirgends zu bleiben, wo mir ein Aergerniß geboten wird oder ich selber nicht am Platze bin, so bin ich weggegangen. Hat Herr Griffon dies übel vermerkt?“

„Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß er einigermaßen empfindlich darüber war, obwohl ich es Ihnen nicht verdenken kann und Ihnen sogar meine aufrichtige Hochachtung dafür bezeuge, daß sie den Muth gehabt haben, dem jungen Herrn mittelbar zu bedeuten, wie unpassend und unschicklich sein Benehmen ist. Ich selber mißbillige dasselbe entschieden, allein meine Stellung erlaubt mir nicht, ihm dies zu sagen. Ich fürchte aber, Griffon hat nun ein Vorurtheil gegen Sie gefaßt, welches meine Pläne Ihrewegen durchkreuzt . . .“

„Er wünscht wohl, daß ich die Gastfreundschaft der Faktorei nicht länger genieße, nicht wahr? Ich vermute etwas Derartiges.“

„Nicht doch, lieber Freund! Als meinen Freund und Gastfreund kann ich Sie Jahre lang hier sehen, ohne daß Herr Griffon geneigt oder im Stande sein wird, sich hierüber eine Bemerkung zu erlauben,“ versetzte Herr Dion. „Hiervon kann keine Rede sein und Sie bleiben hier unvertrieben. Aber ich wollte Sie in die Dienste der Faktorei nehmen, weil ich überzeugt bin, daß wir Sie bei Ihrer Anstelligkeit, Arbeitslust und Gewissenhaftigkeit sowohl im Comptoir, als hier auf Toba und auf den Reisen trefflich brauchen könnten. Ich habe mit ihm darüber gesprochen, aber er wick mir aus — er hegt Bedenken gegen Sie wegen Ihrer Nationalität als Deutscher, wegen Ihrer

Religion. Geben Sie sich etwas Mühe, sein Vorurtheil abzuschwächen oder zu beseitigen, — seien Sie minder strenge und puritanisch, lieber Heinrich! ich möchte Sie so gern hier behalten!" setzte Lion bittend hinzu.

"Ich werde mir jede nur erdenkliche Mühe geben, Herrn Griffon in allen Richtungen von meinem guten Willen zu überzeugen und mich seines Vertrauens würdig zu machen, mein lieber Freund," erwiderte Heinrich, "denn wenn irgendwo in der Fremde, so möchte ich am liebsten bei Ihnen bleiben. Ich werde in jeder Stellung, welche man mir anweisen wird, mein Bestes zu thun suchen, und ich brauche ja nicht der Genosse und Gesellschafter des Herrn Griffon zu sein, denn unsere Wege gehen zu weit aus einander. Ich will gern Alles thun, was Sie von mir verlangen, lieber Freund, aber nur dies Eine wollen Sie nicht von mir erwarten, daß ich meinen Grundsätzen und den mir eingepflanzten Begriffen von Sittlichkeit und Anstand untreu werde und ruhig leichtfertige Reden und das anhöre, was die Bibel „Narreteidinge" nennt, welche das reine Gemüth vergiften und verderben, denn das Ohr ist ja auch ein Fenster der Seele. Glauben Sie mir, lieber Freund! keinem noch so großen weltlichen Vortheil würde ich in dieser Weise mein Gewissen opfern und meine Würde als Mensch und Christ verleugnen!"

"Sie haben Recht, und ich will Sie hierin nicht irre machen", sagte Lion nachdenklich und drückte seinem Gaste mit Wärme die Hand; „ein einziger Mensch wie Sie wiegt tausend solche Griffons auf. Erhalten Sie sich diese Reinheit des Herzens und Charakters, und es kann Ihnen niemals schlimm ergehen!" —

Am anderen Morgen, während der Cutter befrachtet wurde, um mit der Ebbe nach der Hauptfaktorei unter Segel zu gehen, half Heinrich bei den Comptoir-Arbeiten, um die Facturen über die Ladung abzuschreiben, da hörte er, wie Griffon im Nebenzimmer mit Lion verhandelte und diesem verschiedene Ausstellungen machte, und dies schmerzte ihn, denn er glaubte selber die Ursache zu dieser Verstimmung zwischen den beiden Beamten zu sein. Bald darauf war die Ladung an Bord des Cutters verstaут, und Herr Griffon nahm von den Beamten Abschied, welche ihn bis zur Anlande hinunter begleiteten.

Man hatte den noch immer in wilden Fieberphantasieen daliegenden Charles Mackay in einer Sänfte an Bord gebracht, um ihn nach der Faktorei am rechten Ufer des Gabun mitzunehmen und ihm dort ärztliche Hilfe zu verschaffen, und Heinrich wich nicht eher von der Seite des Schicksalsgenossen, als bis er ihn in der Kajüte des Cutters auf ein Sopha gebettet und der alten Mulattin noch Verhaltungsmaßregeln für seine Pflege gegeben hatte. Der Anker des Cutters wurde gelichtet und Heinrich wollte soeben das Schiff verlassen, als Herr Griffon ihm entgegentrat.

„Wie? Sie kehren ans Land zurück, Monsieur Henri?“ redete er ihn an; „ich dachte Sie wollen mit uns zur Faktorei?“

„Ich werde mir erlauben, Ihnen in einigen Tagen dorthin zu folgen, Herr Griffon,“ erwiderte Heinrich; „aber vorerst glaube ich mich noch in Toba nützlich machen zu können?“

„Ach, Sie fürchten wohl, mein junger Puritaner, Sie könnten unter uns Weltkindern etwa Schaden an Ihrem Seelenheil nehmen?“

„Mit nichten, Herr Griffon! so sehr mißtraue ich mir selbst nicht,“ sagte Heinrich bescheiden; „aber ich meide den Müßiggang und liebe die Einsamkeit.“

„Nun, ganz nach ihrem Belieben, mein junger Sonderling! Auf Wiedersehen dann! Sie können ja leicht reisen! Ihr Gepäck wird Sie nicht sehr beschweren,“ erwiderte Griffon spöttisch, schüttelte ihm leicht die Hand und ging vorüber.

Diese hochmüthige Anspielung auf seine Armuth verletzte Heinrich, allein er verschluckte eine empfindliche Antwort, sprang ans Land und blieb mit Lion an der Anlande stehen, bis der Cutter weit draußen schwamm. Schweigend gingen Lion und er nach Toba zurück.

„Ich danke Ihnen, lieber Henri, daß Sie die Ungezogenheit Griffon's mit verdientem Schweigen beantworteten,“ hub Lion endlich an; „Sie müssen es ihm aber nicht so hoch anrechnen, denn es war im Grunde nicht so böse gemeint. Es war nur ein unglücklicher Versuch von Griffon's Seite, Ihnen den Unterschied zwischen eurer beiderseitigen Stellung klar zu machen und seine Ueberlegenheit über Sie zu zeigen.“

„Ich grolle ihm deshalb auch nicht,“ versetzte Heinrich ungewöhnlich lebhaft, „Ein Mensch wie Griffon kann mich nicht beleidigen, denn ich behaupte selbst in meiner hilflosen und unverschuldeten Armut meine eigene Würde gegenüber von ihm. Ich beklage nur, daß ich die unschuldige Ursache einer Verstimmung zwischen Ihnen und Griffon bin, und daß ein solcher unbedeutender Mensch, welcher Ihnen nicht das Wasser reichen kann, sich herausnehmen darf, Sie zu tadeln und Ihnen gegenüber eine Ueberlegenheit geltend zu machen. Was ist er denn im Grunde gegenüber von Ihnen? Ein unnützer Genußmensch, ein dünkelfhafter Müßiggänger, während Sie die Seele des Geschäftes sind. Ich beklage Sie deshalb.“

„Daran thun Sie Unrecht und gehen zu weit, lieber Freund Henri,“ sagte Lion ruhig lächelnd. „Griffon fühlt selber meine Unentbehrlichkeit und Ueberlegenheit, sonst würde er mich nicht darauf aufmerksam machen wollen, daß er mein Vorgesetzter ist. Ich gönne ihm diesen scheinbaren Vortheil, denn im Grunde bin ich ihm gleichgestellt. Allein in der ganzen Welt bedingen Reichthum und Stellung gewisse Unterschiede, und ich lasse ihm die Genugthuung, in den Augen der Welt für meinen Vorgesetzten zu gelten. Ich gehe ruhig und unentwegt meine Laufbahn, wie sie mir das Gewissen vorschreibt, und finde darin eine geheime innere Genugthuung. Man muß nur abwarten können, denn Geduld und Ausdauer überwinden Alles. Griffon ist schon der dritte Vorstand, den ich hier habe. Seine beiden Vorgänger sind mit gebrochener Gesundheit von hier nach Europa zurückgekehrt, und bei dem Leben, welches dieser junge Herr hier führt, wird er es auch nicht lange so treiben. Ich habe ihn gewarnt und zu berathen versucht, aber er will nicht hören — nun denn, so wird er es fühlen müssen, und wenn er dann mit kranker Leber und zerrüttetem Körper nach Bordeaux zurückkehrt — ein Nichtswisser, der kaum über irgend etwas Auskunft geben kann, — werden meine Brodherren selber einsehen lernen, wer hier eigentlich ihre Interessen vertritt, und mein Tag wird auch einst kommen! Ich habe die Ueberzeugung, daß redliches Streben und Geduld alle Hindernisse und Schwierigkeiten endlich besiegt, und daß es nur ein einziges Mittel gibt, um Anderen genug zu thun — nämlich das, daß man sich selber und

seinem Gewissen genug thut, und in dieser Ueberzeugung dulde und schweige ich."

Das leuchtete Heinrich ein und entwaffnete seinen Groll gegen Grifson und die bestehenden scheinbar ungerechten Verhältnisse. Aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er eigentlich hier nur geduldet sei, sich in einer falschen Stellung befinde, welche nicht auf die Dauer haltbar sei, und daß er sich eine andere suchen müsse. Daher gab er sich alle Mühe, einstweilen alles dasjenige zu lernen, wozu sich ihm in Toba Gelegenheit bot, um sich in dieser Richtung sein Brod zu verdienen. Allein er konnte sich doch einer gewissen inneren Unruhe und Unbehaglichkeit nicht entschlagen, und sprach sich darüber eines Tags mit dem Freimuth und der ehrlichen Offenheit, welche in seinem Charakter lagen, gegen Lion aus, weil er von dessen aufrichtiger Freundschaft überzeugt war. Lion begriff ihn auch, und bot ihm sogleich an, er wolle ihm eine Summe Geldes leihen, damit er mit irgend welcher Schiffsgelegenheit nach der Kapstadt und von da zu seinen Eltern ins Innere reisen könne, wo er offenbar sehnüchtig erwartet und einen dankbaren Wirkungskreis finden werde.

"Ich bin reich genug, um Ihnen diesen Beweis meiner Dankbarkeit und meines Vertrauens geben zu können, ohne mir ein Opfer aufzuerlegen, lieber Henri," sagte er. "Sie können mir meinen Vorschuß dann in beliebiger Zeit, wenn auch erst nach Jahren, zurückerstatten."

"Ich danke Ihnen für Ihr liebevolles Anerbieten, bester Freund," erwiderte Heinrich gerührt; "aber ich kann und werde es nicht annehmen. Sie mißverstehen mich einigermaßen, lieber Lion; ich will keine Schulden machen und mir selbst und meinen Eltern keinerlei Verpflichtungen auferlegen. Ihr Vorschlag hat manches Verlockende, aber ich würde, wenn ich ihn annähme, doch mir selbst und meinen Vorsätzen untreu werden und mir selbst feige und gegen Gottes Rathschluß rebellisch erscheinen. Wenn ich aus inniger Ueberzeugung glaube, daß die Vorsehung mich in weiser Absicht in diese Lage versetzt hat, so muß ich der göttlichen Führung auch stille halten und mir hier meinen Weg bahnen. Sie wissen, daß ich mir vorgenommen habe, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich will also diesen mir vorgezeichneten Weg gehen

und ihm nicht künstlich ausweichen. Ich will ernsthaft und mit Gottes Hilfe meine eigene Bahn gehen. Wenn Sie mich lieb haben, so helfen Sie mir lieber durch Ihren Rath und Ihre Fürsprache zu einer, wenn auch noch so bescheidenen Anstellung in diesen Gegenden.“

„Wohlan denn, das soll geschehen, sobald wir erst drüben in der Faktorei eingetroffen sein werden,“ sagte Lion. „Ihr Wunsch wird sich leicht erfüllen lassen, denn Sie werden in jeder Stellung meiner Empfehlung Ehre machen.“ —

Einige Tage später waren Lion's Geschäfte in Toba beendet. Die Vorräthe, welche er auf seiner letzten Reise in den verschiedenen Niederlagen der Negerdörfer zurückgelassen hatte, waren durch die ausgeschiedenen Kähne abgeholt, in die Speicherräume der Faktorei Toba niedergelegt, sortirt, gewogen und gebucht worden, und Lion fuhr eines Tags mit Heinrich nach der Hauptfaktorei hinüber, wo er sein eigenes Haus hatte und Heinrich ein behagliches Obdach bieten konnte. Hier stand ein kleines Fort, in welchem der Kommandant und die Offiziere der Garnison nebst den paar französischen Beamten wohnten. Dicht dabei und unter den paar Kanonen des Forts lag die Faktorei mit ihren Speicherhäusern und Comptoirs der verschiedenen Firmen, unter welchen die von Herrn Griffon vertretene die bedeutendste und thätigste war. Auch eine katholische Kapelle mit einem Geistlichen hatten die Franzosen hier errichtet, und in der Nähe derselben war ein kleines Gehöfte, worin französische Nonnen eine Schule für Negerkinder und ein Erziehungshaus für Mädchen eingerichtet hatten. Die Besatzung bestand in einer Kompagnie Infanterie, lauter Negern aus Senegambien, die jedoch hier vollkommen entbehrlich erschienen, weil die Eingeborenen der Umgebung nicht feindselig und der Handel der Franzosen verhältnißmäßig unbedeutend war, auch die Eingeborenen bereits auf den Handelsverkehr mit den Weißen angewiesen waren. Hier in dieser Niederlassung herrschte einiges Leben, welches eigenthümlich mit der Ruhe und Stille kontrastirte, welche über den Ufern des Gabun und seiner Nebenflüsse liegt. Allein wie freundlich und zuvorkommend auch die Aufnahme war, welche Heinrich unter diesen lebhaften Franzosen fand, so gefielen sie ihm doch nicht, denn sie lebten alle so leichtsinnig und ausschweifend wie Herr Griffon, und

er hätte außer Lion keinen Umgang gefunden. Wenn Heinrich aber in die Dienste eines anderen französischen Hauses getreten wäre, so hätte er bei der Eifersucht, welche trotz alles heiteren geselligen Verkehrs ihrer Angestellten zwischen den verschiedenen Handelshäusern bestand, doch Herrn Griffon und Lion gegenüber eine schiefe Stellung eingenommen und beinahe undankbar erscheinen müssen.

Ganz nahe bei der französischen Niederlassung lag Glaf, eine andere Ansiedelung, in welcher englische und amerikanische Handelsleute einen schwunghafteren Handel mit den Eingeborenen betrieben als die Franzosen, und wo Heinrich eine Anstellung zu finden hoffte. Herr Lion begleitete ihn dorthin, stellte ihn einigen der Handelsleute vor und empfahl ihn, und Heinrich erhielt auch einige Zusagen. Hier würde es ihm schon besser gefallen haben, als unter den Franzosen, allein er fand auch hier unter den Commis der Faktoreien denselben Gang zu Genüssen, dieselbe stumpfe Gleichgiltigkeit, mit welcher man in den Tag hineinlebte, und vielleicht nur weniger Geselligkeit als unter den Franzosen, und er war noch unentschlossen, ob er hier eine Stelle auf einem Comptoir annehmen solle, für welche er, da er keine kaufmännische Bildung genossen hatte, vielleicht auch noch nicht geeignet war, als ihm plötzlich ganz unerwartet ein anderer Antrag gemacht wurde.

In der Nähe der französischen Faktorei liegt ein Dorf Namens Libreville, worin man im Jahre 1849 eine Anzahl Congo-Neger angesiedelt hatte, welche durch ein französisches Kriegsschiff einem amerikanischen Sklavenhändler abgenommen worden waren. Heinrich war gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der französischen Faktorei mit Lion nach Libreville gefahren und einigen amerikanischen Missionären der Baptistenkirche vorgestellt worden, die sich hier niedergelassen hatten und unter den Einwohnern und den Mpongwe-Stämmen der Nachbarschaft als Sendboten der christlichen Religion und der Kultur wirkten. Diese hatten Heinrich als den Sohn eines protestantischen Missionärs äußerst herzlich aufgenommen und eingeladen, einige Wochen unter ihnen zu verleben, bis sich sein Schicksal entschieden habe. Man hatte beiderseits Gefallen an einander gefunden, und die Missionäre hatten Heinrich mit einem von ihnen ge-

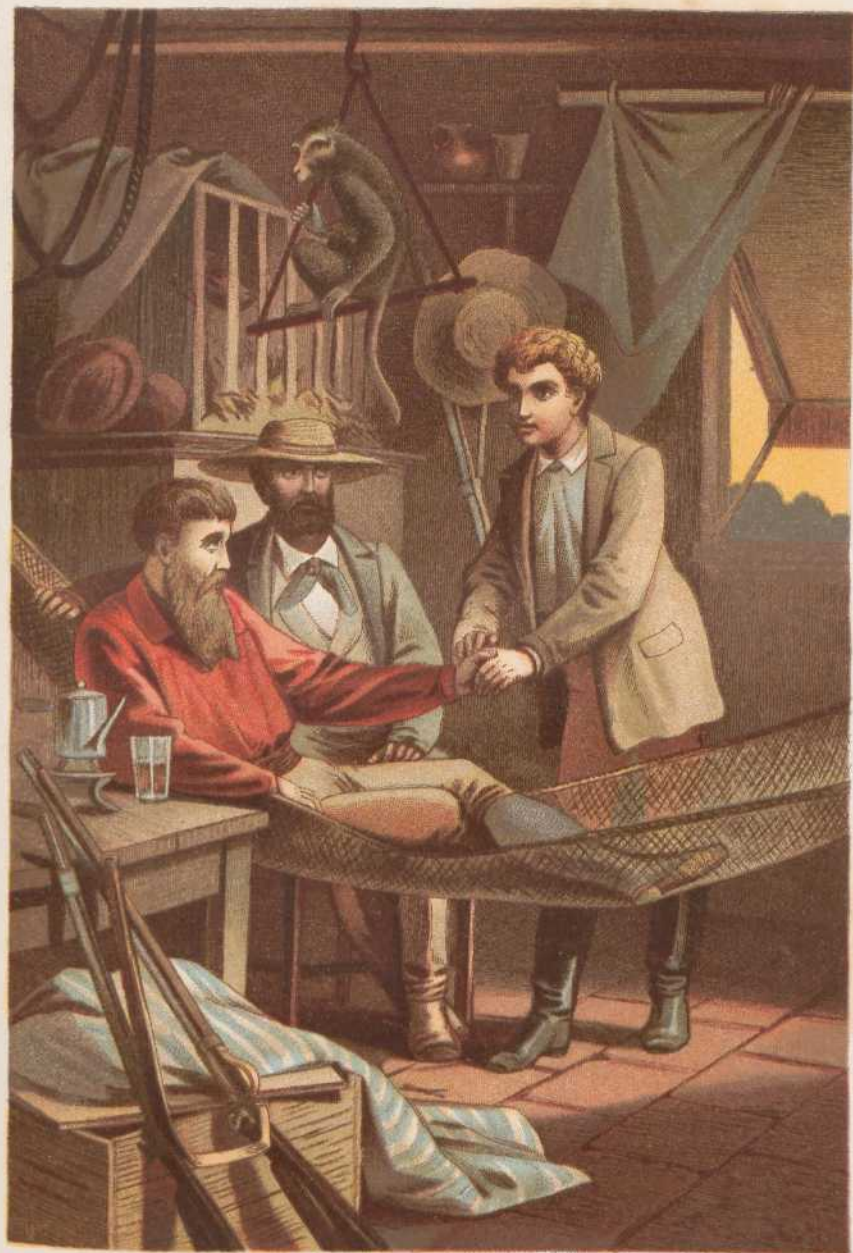
schriebenen Buche über die Sprache der Mpongwé und einem solchen über diejenige der Bakalá oder Bakélé beschenkt, von welchen er sich vielen Nutzen versprach. Aber zu dem versprochenen Aufenthalt unter den Missionären war es noch nicht gekommen, da Heinrich einstweilen freiwillige Dienste auf dem Comptoir des Hauses Merveld Salmons & Co. leistete, um sich mit den kaufmännischen Geschäften unter Lion's Leitung vertraut zu machen.

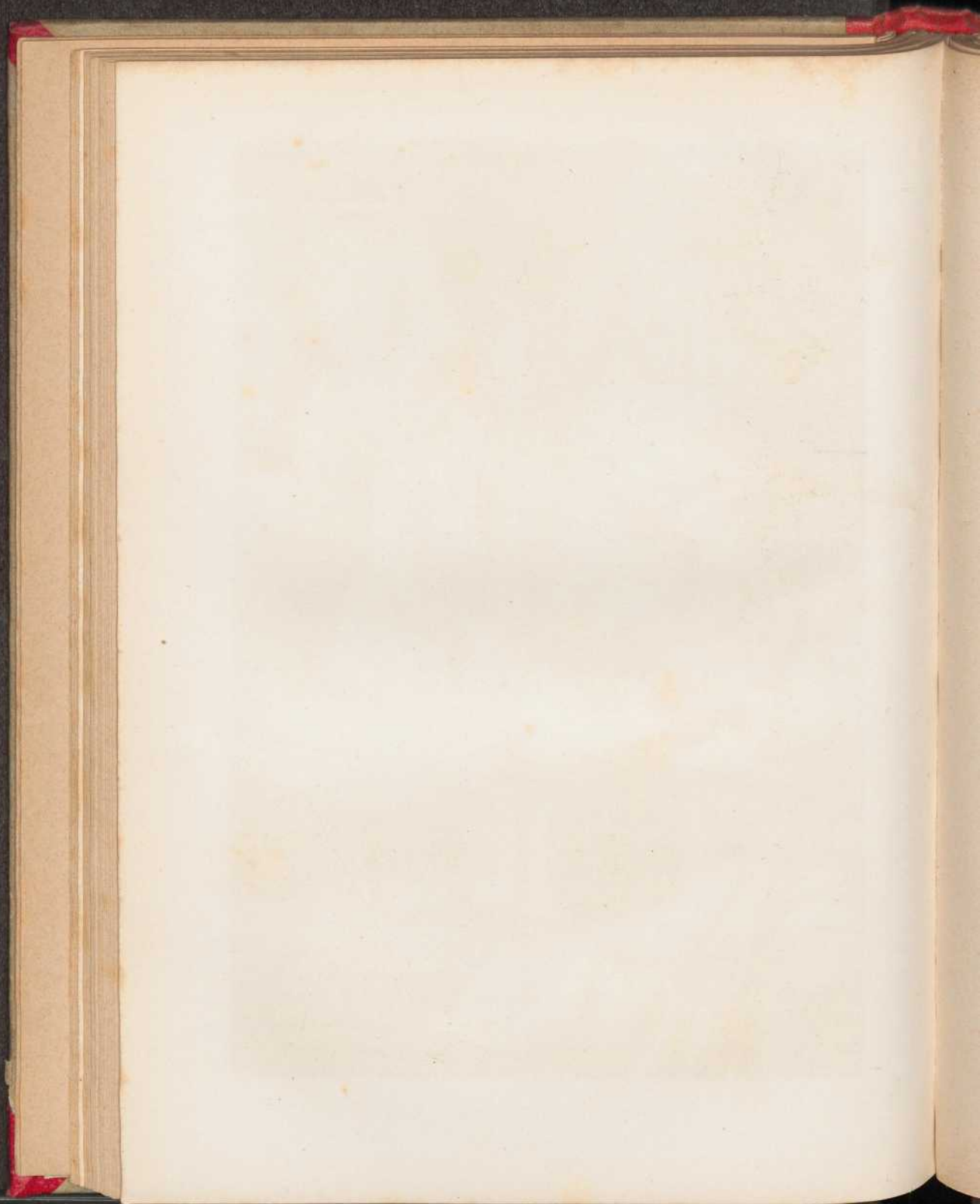
Eines Morgens saß Heinrich neben seinem Freunde Lion im Comptoir, als ein brauner Bursche eintrat und einen Brief an Herrn Lion brachte, welcher bei dem Lesen desselben eine tiefe Gemüthsbewegung nicht verbergen konnte.

„Kommen Sie, Henri, begleiten Sie mich nach Libreville hinüber, wo ein mir befreundeter Engländer todtkrank angekommen ist und mich um seinen Besuch bittet,“ sagte Lion. „Sie werden eine interessante Bekanntschaft machen.“ Und unterwegs erzählte ihm nun Herr Lion, der Kranke sei ein sogen. ‚Sammler‘ des großen Menageriebesizers und Thierhändlers Jamrach in London und seit mehr als Jahr und Tag auf verschiedenen Expeditionen ins Innere begriffen gewesen, um für seinen Herrn zu jagen und womöglich verschiedene seltene Thiere und Vögel dieser Zone lebendig einzufangen, und habe bereits mehrere Schiffsladungen voll solcher Thiere nach England geschickt.

Als man Libreville erreichte und diesen Herrn Johnston bei den Missionären aufsuchte, fand Lion seinen Freund todesmatt und zu einem wahren Schatten zusammengeschwunden in einer Hängematte liegen, beinahe schon den Stempel des Todes auf dem Gesicht. Herr Johnston war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren und von ungewöhnlicher Größe und Körperstärke, aber selbst diese riesige Natur war den Strapazen der Reise und den Gefahren des Klima's erlegen.

Herr Johnston dankte Lion innigst für seinen Besuch und trug ihm sein Anliegen in wenigen Worten vor, denn er konnte nur mühsam sprechen. Er war seit vier Monaten wieder tief im Innern gewesen, um zu jagen, und hatte auch schon eine hübsche Ausbeute gemacht, als er vom Fieber befallen wurde und zwischen zwei feindliche Stämme der Eingeborenen gerieth; er hatte sich neutral zu halten





versucht, aber mit beiden Gegnern Scharmügel bestehen müssen, und war bei dieser Gelegenheit durch einen vergifteten Pfeil verwundet worden. Zwar war die Wunde ausgebrannt und mit den rathsamsten Arzneien behandelt worden, aber das tödtliche Gift mochte schon zum Theil den Weg in's Blut gefunden und in dem geschwächten Organismus so zerstörend gehaust haben, daß Herr Johnston an seiner Rettung verzweifelte, seinen Leuten in einer Pirogue mit einiger Eingeborenen voraneilte und zum Himmel flehte, daß ihm sein Leben nur so lange gefristet bleibe, bis er seine irdischen Angelegenheiten geordnet habe.

„Ich weiß, daß ich England und meine Familie nicht wiedersehen werde und ich murre nicht über den unerforschlichen Rathschluß Gottes“, sagte er. „Meine Bitte an Sie, lieber Lion, geht nur dahin: senden Sie meine Verlassenschaft und meine Papiere mit einer sichern Gelegenheit nach England und schaffen Sie, wenn es irgend möglich ist, einen Mann an, welcher in meine Stelle treten und die Aufgaben vollends lösen kann, welche ich übernommen habe. Es gilt nämlich, eine Anzahl lebender Gorillas und anderer Thiere zu beschaffen, welche ich in den von mir bereisten Gegenden nicht getroffen habe. Samrach hat eine bedeutende Summe auf diese Expedition verwendet, und ich möchte nicht, daß er durch meinen Tod in Schaden käme. Ich habe einige tüchtige Leute bei meiner Expedition, allein keiner ist gebildet oder intelligent genug, daß ich ihm die Leitung übertragen könnte. Suchen Sie mir einen Nachfolger, lieber Lion, welcher mein Werk vollende, und ich kann demselben versprechen, daß er in Samrach, welcher ein Mann von weitem Blick und nobler Gesinnung ist, einen dankbaren Brodherrn finden wird. Die Aufgabe ist allerdings nicht leicht und nicht ohne Gefahr, aber ein junger Mann, etwa wie Ihr Begleiter hier, dessen Gesicht mir sympathisch ist, kann sie lösen und sich Ehre und ein Vermögen dabei erwerben. Was meinen Sie dazu, mein junger Herr?“ wandte sich der Kranke an Heinrich, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte und nun erröthete, aber mit leuchtenden Augen.

„Ich wäre gern bereit, mein Herr, denn die Schwierigkeiten der Aufgabe würden mich noch mehr verlocken, als die Vortheile, welche

Sie mir in Aussicht stellen“, erwiderte Heinrich bescheiden. „Allein ich bin jung und unerfahren und fühle die ganze Größe der Verantwortung.“

„Wenn dies der Fall ist, so ist schon ein Theil der Aufgabe gelöst“, sagte der Kranke. „Sagen Sie nicht Nein, denn irgend etwas in Ihrem Wesen will mir einreden, daß Sie mein Mann wären, und dieser Gedanke durchzuckte mich bei dem ersten Blick in Ihre Büge. Nehmen Sie meinen Vorschlag an und mein Segen soll Sie begleiten. Sie müssen allerdings vielleicht eine gute Stelle opfern, aber Jamrach wird es Ihnen zu vergelten suchen.“

„Ich bin frei und jeden Augenblick verfügbar“, versetzte Heinrich, welchen eine innere Stimme für diesen Vorschlag gewann; „allein ich mißtraue meiner eigenen Kraft und wage mich nicht zu entscheiden. Ja, wenn es sich nur darum handelte, daß ich eine ehrliche Probezeit erhielt . . .“

„Die sollen Sie haben — Sie sollen eine beliebige Frist zur Probezeit haben — ich verspreche es Ihnen“, sagte Johnston; „nun, meine Freunde, was meinen Sie dazu?“ wandte er sich dann an Lion und an den einen Missionär; „können Sie dem jungen Mann nicht dazu rathen?“

„Ich meinerseits wüßte keinen geeigneteren und gewissenhafteren Ersatzmann für Sie, lieber Johnston, und ich rathe meinem jungen Freunde, das Anerbieten anzunehmen“, sagte Lion.

„Es gälte einen Versuch, und er wird hoffentlich nicht mißlingen“, sagte der Missionär. „Die Kräfte kommen mit dem Bedürfniß. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Ich sehe darin eine Art Fügung der Vorsehung.“

„Nun denn, Herr Johnston, ich weiß, daß hier kein langes Zaudern gestattet ist“, entgegnete Heinrich. „Aber bis morgen früh müssen Sie mir jedenfalls Bedenzzeit geben.“

„Einverstanden, denn der Himmel wird mein schwaches Lebenslicht mir wohl noch so lange erhalten — und wenn nicht, so hat Herr Lion unbedingte Vollmacht von mir, in meinem und Jamrach's Namen mit Ihnen zu unterhandeln“, sagte Johnston. „Gott sei Dank, daß mir diese Sorge nun abgenommen ist.“

IX.

Am anderen Morgen war Heinrich's Entschluß gefaßt und er erklärte seinem Freunde Lion, daß er die Stelle annehmen und die Expedition mitmachen werde. Er hatte sich dazu nicht rasch und mit jugendlichen sanguinischen Illusionen entschlossen, sondern nach reifer Ueberlegung, denn der Gedanke, derartige Reisen als Forscher in unbekannte fremde Länder zu machen, in unerforschte Wildnisse als Träger des Christenthums, der Gesittung und des Handels vorzudringen, war von jeher ein Lieblingsgedanke von ihm gewesen und hatte greifbarere Gestalt gewonnen, seit er seine Ausbildung in Deutschland empfangen und sich mit Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde und den berühmtesten neuen Reisebeschreibungen bekannt gemacht hatte. Zwar war ihm dieser Gedanke seither durch die Laufbahn, zu welcher ihn sein Vater bestimmt hatte, etwas ferner gerückt worden, aber er hatte wenigstens im Geiste die Reisen jener Männer verfolgt, welche in den letzten Jahrzehnten das afrikanische Festland in allen Richtungen durchzogen hatten, die Bücher von Barth, Livingstone (der ein Bekannter seines Vaters war), Du Chaillu, Winwood Reade u. A.; er erinnerte sich noch mit Vergnügen der Begierde, mit welcher er namentlich die Bücher von Du Chaillu verschlungen hatte; er hätte sich niemals träumen lassen, daß er auch diesen Boden, den Schauplatz von Du Chaillu's Wirksamkeit, jemals betreten würde. Nun er aber gleichwohl hierher verschlagen und ihm in solch ungeahnter und überraschender Weise ein solcher Antrag gemacht worden war, sah er nach seinen religiösen Anschauungen in der ihm gebotenen Gelegenheit eine Fügung der Vorsehung, welche er nicht von der Hand weisen zu dürfen glaubte.

Lion bestärkte ihn in diesem Entschlusse. „Ich kann mich nur für Sie freuen, lieber Henri“, sagte er. „Wenn irgend einer, so sind Sie zu einem solchen Unternehmen geeignet. Sie sind in Afrika geboren und von Kindheit mit diesem Klima, mit der Natur, den Menschen dieser Länder und ihrer Sprache vertraut; Sie haben viel darüber gelesen, sind jung, kräftig, mäßig und nüchtern, voll Selbstbeherrschung — lauter Eigenschaften, die dem sonst so wackern Johnston

fehlten, welcher ein starrer Engländer bis aufs Rückenmark hinein ist und wenig oder keine gelehrte Bildung hat. Schon gestern, während Johnston noch sprach, habe ich im Stillen an Sie gedacht, und in dem merkwürdigen Zusammentreffen meiner Gedanken mit der Wahl Johnston's und Ihren eigenen Wünschen liegt eine günstige Vorbedeutung. Gehen Sie nur alsbald nach Libreville hinüber und machen Sie Alles mit Johnston ab; ich folge Ihnen sobald wie möglich."

Johnston fühlte sich an diesem Morgen etwas besser als gestern; die Ruhe und die liebevolle Pflege der Missionäre hatten ihm wohlgethan, obwohl er behauptete, er habe vor Unruhe und Spannung die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Die feste Zusage Heinrich's beruhigte ihn nun vollends, und er konnte diesem, so weit es seine Schwäche erlaubte, die günstigen Bedingungen, die er ihm machen durfte, sowie den Plan mittheilen, nach welchem Heinrich seine Aufgabe zu lösen suchen sollte. Heinrich verstand auch die flüchtigsten Andeutungen, denn er verfolgte auf einer Karte der Gabunländer, welche im Besitze der Missionäre war, die Vorschläge Johnston's, machte sich Notizen und versprach die Aufzeichnungen desselben in seinen Tagebüchern zu Rathe zu ziehen. Und außerdem vermochten ihm ja Lion und die Missionäre und die Sammler und Makler der verschiedenen Handelsleute, welche ja alle mehr oder weniger tief ins Innere eingedrungen waren, mit nützlichen Winken an die Hand zu gehen. So erschien ihm denn die vor ihm liegende Aufgabe seiner Expedition je länger desto lothender und weniger gefährlich und schwierig, denn er betrachtete sie mit persönlichem Interesse und mit der heitern Zuversicht, Reckheit und Begeisterungs-Fähigkeit der Jugend.

Johnston war an Lion empfohlen gewesen, und dieser hatte seit-her dessen Geld- und sonstige Geschäfte besorgt, die von jenem gesammelten Naturalien und lebenden Thiere nach London verschifft und mit Herrn Samrach in stetem Briefwechsel und Verkehr gestanden. Lion konnte daher seinen jungen Freund Heinrich versichern, daß Samrach den Vertrag gutheißen werde, welchen Johnston mit ihm vereinbaren würde, und er versprach Heinrich, seinetwegen noch ganz besonders an Herrn Samrach zu schreiben. Er unterstützte Heinrich in

Allem, was seine Vorbereitungen zum Antritt einer neuen Expedition anbetraf, sobald der Vertrag unterzeichnet war. Herrn Johnston's Zustand verschlimmerte sich wenigstens nicht, und so war er im Stande, so schwach er auch sich fühlen mochte, Heinrich noch eine Menge nützlicher Lehren, Winke und Anleitungen zu geben, und sah mit Ungeduld dem Eintreffen seiner Leute mit den Rähnen entgegen, denn die Expedition Heinrich's sollte alsdann sogleich beginnen. Aber vierzehn Tage vergingen, ehe die Boote eintrafen, und diese Zwischenzeit benutzte Heinrich auf das Gewissenhafteste, um sich durch Studien und Erfundigungen auf seine Aufgabe vorzubereiten. Er machte sich grammatisch und praktisch mit der Npongwe- und Bakelé-Sprache vertraut, sammelte Notizen aller Art über die Gegenden, welche er zu bereisen hatte, über die Beschaffenheit des Landes nach seiner geognostischen Bildung, über den Lauf der Flüsse und Ströme, über die Pflanzenwelt und Thierwelt, und bezeichnete sich namentlich diejenigen Thiere, welche er womöglich jagen und lebend zu fangen versuchen sollte, über die verschiedenen Stämme der Eingeborenen und deren Gesinnung und Gesittung, ob sie den Europäern freundlich und friedlich gestimmt oder feindlich seien, ob ihre Könige und Häuptlinge dem Handel und Tauschverkehr geneigt oder Sklavenjäger seien, welche mit den portugiesischen und amerikanischen Sklavenhändlern in Verbindung stünden u. dgl. m., denn dies Alles waren für ihn Dinge von ungemainer Wichtigkeit.

Die heimkehrenden Boote von Johnston's Expedition brachten verschiedene interessante Dinge mit: an lebenden Thieren drei junge Schimpanzi, vier Leoparden, ein junges schwarzes Nashorn und zwei junge Elephanten, ein halbes Duzend verschiedener Antilopen und eine Anzahl schöner Vögel, worunter einige noch ganz neue und unbekannte; sowie an Thier- und Vogelbälgen, Schmetterlingen, Käfern, Reptilien und Krustern eine sehr reiche Auswahl, deren genaue Musterung für Heinrich sehr lehrreich war. Da Herr Johnston es aber für gerathen hielt, seine Leute nicht lange müßig liegen zu lassen, so wurden ihnen nur drei Rasttage in der Faktorei und in Vibreville vergönnt, und dann mußten sie wider aufs Neue sich in die Wildniß wenden.

In aller Morgenfrühe eines Sunitags war die halbe Bevölkerung von Libreville, Glast und der französischen Faktorei an der Anlande versammelt, um die beiden Piroguen unter der Leitung von Heinrich Hermann zu ihrer Expedition aufbrechen zu sehen, denn dies war ein Ereigniß für die Zurückbleibenden. Auch Herr Johnston hatte sich in einer Sänfte heraustragen lassen, nachdem er noch von Heinrich Abschied auf Leben und Tod genommen und die Versicherung erhalten hatte, daß dieser den erhaltenen Weisungen genau nachkommen und von Zeit zu Zeit an Herrn Lion Berichte senden wolle. Der Kommandant der Forts oder der „Gouverneur“, wie er sich lieber nennen hörte, hatte Heinrich erlaubt, die französische Flagge zu führen, weil ihm dies wenigstens bei denjenigen Stämmen, welche schon mit den Weißen in Berührung gekommen waren, einiges Ansehen verlieh, und ihn mit verschiedenen Empfehlungen versehen. Auch von Seiten der übrigen Weißen, Europäer und Amerikaner, und sogar auch von Herrn Griffon, war Heinrich mit Empfehlungen und Botschaften an die Missionäre und die befreundeten Könige versehen worden, und Alle hatten unter einander gewetteifert, dem jungen Deutschen zu nützen, welcher die Kühnheit hatte, sich in das Innere eines ganz unbekannten, von wilden Thieren und noch wilderen Menschen bewohnten Landes zu wagen, um dessen natürliche Hilfsquellen kennen zu lernen und es womöglich dem Handel mit der civilisirten Welt zu erschließen.

Die ganze Mannschaft der beiden langen Rähne oder Piroguen saß zur Abfahrt bereit an den Rudern, Heinrich stand an dem Ende der Landungsbrücke und drückte noch einmal den Herren Johnston, Griffon und den Offizieren und andern Beamten und Bekannten die Hand, umarmte noch einmal seinen treuen Freund Marcel Lion und den erst in der Genesung begriffenen Charles MacKay, der es sich aber trotzdem nicht hatte nehmen lassen, der Abfahrt anzuwohnen. Dann riß er sich los, schwang den Hut, rief den Versammelten noch ein herzliches Lebewohl zu, welches diese mit einem dreifachen lauten Hurrah erwiderten, und rief dann seinen Leuten zu: „Nun brecht auf, in Gottes Namen!“ Da bliesen die Hornisten der Garnison am Ufer

die „Casquette“^{*)} und ein pechschwarzer Congo-Neger, Namens Fatti, welchen Heinrich als seinen Diener engagirt hatte, rührte, im Bug des vordern Rahnes stehend, seine Militärtrommel, die Ruder tauchten in die Flut und die Rähne schwenkten in einem graziösen Bogen vom Lande ab und steuerten hinein in die breite Bucht, von den Bogen der Flut südostwärts getragen, während die Weißen, die Farbigen und Schwarzen am Ufer ihnen unter lautem Jubel und Schwenken von Hüten, Mützen und Tüchern nachblickten.

Das Personal der Expedition bestand außer Heinrich und seinem Diener Fatti, welcher vordem Trommler und Hornist bei den „Voltigeurs vom Senegal“ gewesen und ein anstelliger, drolliger Bursche war, noch aus fünf Personen, nämlich aus einem Frländer Namens Timothy O'Neil oder Tim schlechtweg, welcher mit Herrn Johnston aus England gekommen und ein guter Jäger und Schütze, sowie im Fang aller möglichen Thiere und Vögel mit Schlingen, Eifen und Fallen sehr erfahren war und schlechtweg der „Jäger“ genannt wurde; — aus dem Mulatten Baudri, welcher das Amt eines „Canotier“, Boots- oder Steuermanns, bekleidete und seine Familie in der Faktorei hatte; — aus dem Proviantmeister Fosse, einem Pongo- oder Mpongwe-Neger; aus dem Zimmermann Michon, welcher ein Fan-Neger, und aus dem Koch Job, welcher ein Schifani- oder Schekiani-Neger war. Diese fünf Personen, lauter junge Männer im besten Alter, waren Johnston's Begleiter auf der letzten Expedition gewesen und mit Doppelsinten, Beilen, Aexten, Revolvern oder Machetes, d. h. breiten Fäschinmesser, bewaffnet. Außerdem waren noch zehn Ruderer vorhanden, theils Aru-Männer, theils Mpongwe's, welche man nur für die Fahrt gemiethet hatte und die unter einem sogenannten Contre-maitre oder Bootsmann vom Stamme der Aru standen, welcher den Beinamen „Hechtkopf“ führte. Diese elf Ruderer konnte man im Nothfall mit guten Miniégewehren bewaffnen. Die Vorräthe, welche die beiden Rähne führten, bestanden in Reis und anderen Lebens-

^{*)} „La casquette du maréchal Bugeaud“ ist ein Marsch, welchen die französischen Regimente aus Algerien mitgebracht haben und der bei den Franzosen gewöhnlich beim Sturmangriff gespielt wird, wie bei den deutschen Truppen der Dessauer-Marsch.

mitteln, in Schießbedarf, Eisenwaaren, farbigen Tüchern und Flanellen, Baumwollen-Beugen, Glasperlen, Draht und Spiegeln, Feuersteinen und Feuerstählen, Blättertabak und verschiedenen andern Tauschwaaren, wie sie zum Verkehr mit den Eingeborenen dienten, und worunter namentlich auch einige Duzend Steinschloß-Musketen waren, welche von den Eingeborenen gern gekauft werden. Ein Vorrath von Kleidern, Decken, Schuhwerk, Tellern und Berliner-Eisen, Fäßen, Nägen u. dgl. für die Zwecke und den Bedarf der Expedition selbst und zwei kleine Zelte vervollständigten die Ladung der beiden Rähne und waren in denselben zweckmäßig verstant. Damit und mit einer Summe französischen Silbergeldes wagten diese achtzehn Personen die Reise in die unwirthliche Wildniß.

Heinrich war heiter und gefaßt und voll der besten Hoffnung. Er hatte seine Angelegenheiten geordnet, nämlich an seine Eltern geschrieben, um ihnen sein Vorhaben mitzutheilen; er hatte der Wittwe des armen Kapitäns Horth dessen Kleider, Brieftasche und Uhr mit einem ausführlichen Briefe über den Tod des Kapitäns, und an die Gesellschaft der westafrikanischen Postdampfschiffe das Logbuch und die Papiere der *'Cimbria'* abgeschickt, und hiermit der ihm obliegenden Pflichten sich entledigt. In allem Anderen aber, was der Schooß der Zukunft noch für ihn barg, hatte er sich vertrauensvoll dem göttlichen Schutze anempfohlen und hierdurch seine Aufgabe gestärkt. So konnte er denn die Reise getrostes Muthes antreten. Bald schwand denn auch die Ufer mit dem Fort, die Häuser von Libreville, der hohe Bourb-Hügel auf dem nördlichen, die Hügelwellen auf dem südlichen Ufer mit der Faktorei Toba und endlich auch die Owendospitze, die Insel Conique und das Papageien-Eiland mit ihren dunkel bewaldeten Rücken, welche sämmtlich in der Mitte der Bucht der Gabun-Mündung liegen, aus seinem Gesichtskreise, und schon nach einigen Stunden umgab ihn nichts mehr als die öde stille Waldwildniß, welche beide Ufer des Flusses bis zum Wasserrande herunter bedeckt.

Nach Herrn Johnston's Erzählungen hatte dieser in den waldigen und sumpfigen Niederungen, welche den Gabun umgeben, früher vergeblich nach dem großen menschenartigen Affen gejagt, welcher unter dem Namen des Gorilla bekannt ist und in den letzten dreißig Jahren

so viel von sich reden gemacht hat. Dieser Gorilla, der größte Vertreter des Affengeschlechts, welcher bei den Eingeborenen Njina, Gina oder Jugiina, bei den Naturforschern aber Anthropopithecus oder Chimpanza Gorilla heißt, ist ein Geschöpf, welches eine Höhe von 1,50 bis 1,65 Meter erreicht und seiner ungemeinen Körperstärke und Sinnenscharfe, sowie seiner Wildheit wegen bei den Eingeborenen des Küstenstrichs von Westafrika, vom Aequator bis zum 5. oder 6. Grad südlicher Breite, so gefürchtet ist, daß sie ihn nur mit Feuergewehr zu jagen wagen und eine Menge von wunderbaren Märgen und abergläubischen Sagen über ihn im Schwunge sind, z. B. daß er Weiber aus den Dörfern raube und bei sich gefangen halte, daß er sich eine Art Hütten aus Nesten und Zweigen in den Baumkronen baue, daß er auf niedrigen Nesten der Waldbäume den Eingeborenen auf-lauere, sie im Genick packe und aus bloßer Grausamkeit tödte; daß er mit einem einzigen Schlage seiner mächtigen Faust einem Menschen den Schädel einschlagen oder den Bauch aufreißen könne; daß er den Menschen ungereizt überfalle und im Stande sei, mit einem einzigen Biß seiner mächtigen Kinnladen einen eisernen Gewehrlaus wie ein Schilfrohr zusammen zu beißen u. s. w. — lauter Dinge, welche als Erfindungen der abergläubischen Furcht und der lebhaften Einbildungs-kraft der wilden Eingeborenen längst widerlegt sind.

Der Gorilla ist schon vor zwei Jahrtausenden bekannt gewesen, aber man ist in Europa erst seit Ende der vierziger Jahre dieses Jahr-hunderts wieder auf ihn aufmerksam geworden, seit amerikanische Missionäre Schädel und Knochen von ihm in die Heimat gesandt haben, die dort von Naturforschern untersucht und als einer von den bekannten großen menschenähnlichen Affen (dem Schimpanse, dem Orang-utan u. s. w.) wesentlich verschiedenen Rasse angehörig befunden worden sind. Seit nun der Amerikaner Du Chaillu und die Engländer Savage, Win-wood Reade u. A., das wirkliche Vorhandensein dieses Affen in der heutigen Schöpfung und sein Vorkommen im äquatorialen Westafrika bestätigt und Skelette, Schädel, Häute und todte Exemplare von ihm nach Europa und Amerika geschickt haben, wollten alle Naturforscher dieses merkwürdige Thier aus eigener Anschauung kennen lernen. Jedes naturhistorische Museum wollte ein Exemplar dieses Affen für

seine Sammlung erwerben, und alle Zoologischen Gärten bemühten sich um die Wette, womöglich ein lebendes Exemplar davon zu erhalten. Dies hatte den bekannten Thierhändler und Besitzer eine Handelsmenagerie Jamrach in London, dessen Kollegen Karl Hagenbeck in Hamburg u. A. veranlaßt, Expeditionen nach Westafrika zu schicken, um sich dies allgemein begehrte Thier todt oder noch besser lebendig zu verschaffen, und dies war die Veranlassung gewesen, weshalb ersterer in Herrn Johnston einen seiner geschicktesten Sammler nach den Gabun geschickt hatte, wo angeblich die Heimat dieses Gorilla sein sollte.

Nun war es zwar unzweifelhaft, daß der Gorilla in dem Stromgebiet des Gabun und seines Nachbarrusses des Ogowa oder Ogowe auch vorkam oder noch vorkommt, und Johnston hatte sich alle Mühe gegeben, den Gorilla zu jagen, war aber nicht sehr glücklich gewesen. Dieser Mißerfolg hatte jedoch verschiedene Ursachen: erstens ist der Gorilla nirgends so häufig und so allgemein verbreitet wie der Schimpanse und einige demselben verwandte Arten; zweitens ist er ein ungemein scheues Wanderthier, welches seiner Nahrung wegen offenbar häufig seinen Standort wechselt, und drittens fürchten die meisten Eingeborenen dieses Thier zu sehr, um sich an seiner Jagd gern zu betheiligen, denn abgesehen von der damit verbundenen Gefahr und der Trägheit und Weichlichkeit jener Wilden überhaupt, herrscht unter vielen Stämmen der letzteren die nicht sehr schmeichelhafte Sage, daß ihre Voreltern eigentlich von Gorillas abstammten, weshalb das heutige Geschlecht weder diesen vermeintlichen Urbater seines Stammes bekriegen noch von dessen Fleisch essen will, das zwar hart, dunkel und grobfaserig, aber doch nahrhaft und wohlschmeckend sein soll. Ueberdem war Johnston der Landessprache nicht mächtig und mußte sich stets der Dolmetscher bedienen. Somit konnte er sich nicht selber nach diesem Thiere erkundigen und wurde nun von den listigen Dolmetschern, durch welche er die angeblichen Gorillajäger ausforschen ließ, sowie durch die habgierigen und schlauen Eingeborenen selbst, förmlich zum Besten gehalten, welche den weißen Fremdling eine Zeit lang ausbeuteten, so lange er mit ihnen Tauschhandel trieb oder sie mit Geschenken firren wollte; war dann aber nichts mehr von ihm zu bekommen oder sah Johnston ein, daß er nur belogen und gesoppt

worden war, so wies man ihn weiter zu einem anderen Stamme und in eine andere Gegend, wo dasselbe Spiel von vorn anfang. Johnston hatte dies endlich selbst eingesehen und auf eigene Faust die Standorte des Gorilla aufzufinden gesucht. Die Strapazen, Sorgen und übermäßigen Anstrengungen aber, denen er sich dabei aussetzte, hatten seine Gesundheit untergraben, um so mehr als er eigentlich schon zu alt war, als daß seine Natur sich diesem tückischen, dem unachtsamen Europäer so verderblichen Klima noch angepaßt hätte.

Dies Alles hatte Johnston nachgerade selbst eingesehen, als es zu spät war und dies auch Heinrich mitgetheilt, welcher nun ein ganz anderes Verfahren einschlug. Heinrich hatte noch jüngst bei den amerikanischen Missionären in Libreville die verschiedenen Bücher von Du Chailu, Meade und Savage gelesen, ihre Angaben mit den gegenwärtigen Zuständen am Gabun verglichen und sich überzeugt, daß seither, innerhalb zweier Jahrzehnte, Manches sich sehr verändert hatte. Die Eingeborenen standen noch immer unter der despotischen Herrschaft ihrer Könige und Häuptlinge und hatten durch den Verkehr mit den Europäern mancherlei Bedürfnisse und mancherlei Waaren, aber auch mancherlei Laster der Europäer kennen gelernt, was sie als Menschen zwar nicht besser und lebenswürdiger, aber wenigstens umgänglicher und den Europäern gewogener machte. Man konnte also leichter als zu Du Chailu's Zeiten ins Innere eindringen und war sicher, allenthalben einzelne Stationen der Missionäre der verschiedenen christlichen Confectionen zu finden. Diese Missionsstationen nun wollte Heinrich vorzugsweise auffuchen, um dort sich nach dem Vorkommen der drei großen Affenarten, welche er zu jagen und zu fangen suchen sollte, zu erkundigen und daselbst seinen Standort für etwaige Jagden zu nehmen, anstatt sich auf die lügenhaften, abergläubischen und eigennütigen Eingeborenen zu verlassen, welche Herrn Johnston offenbar nur mit ihren Märchen und durch Hörensagen überkommenen oder selbst erfundenen Erzählungen zum Besten gehabt und in der Irre aufs Gerathewohl herumgetrieben hatten. So viel war Heinrich einstweilen klar geworden, daß der Gorilla ein echtes Waldthier war und in dem sumpfigen Schwemmlande, welches die aus dem Innern kommenden mächtigen Flüsse hier an der Küste seit Jahrtausenden

gebildet hatten, nicht mehr oder nur äußerst selten vorkam. Ueberall, wo Mangroven noch vorkommen und das Vorhandensein von Brackwasser und den Einfluß von Ebbe und Flut auf die Süßwasserströme andeuten, schien zwar eine Menge anderer Thiere in einer Fülle von Arten und Individuen vorzukommen, dagegen weniger die vier großen Menschenaffen dieser Zone: der Gorilla, der echte Schimpanse, der Tschégo oder Njégo-Mbouve (*Troglodytes* oder *Anthropopithecus* Ishego) und der Kulu-Kamba (*Troglodytes* Culu-Kamba). Der Standort dieser Thiere waren offenbar nur die höher gelegenen tropischen Wälder und Buschsteppen oder wenigstens das ältere feste Land. Konnte Heinrich auch hierüber vorerst noch zu keiner Gewißheit kommen, so war er wenigstens geneigt anzunehmen, daß die weit rührigeren Bewohner jener höher gelegenen Küstenstriche und des dahinter liegenden Innern ihm über das Vorkommen dieser Thiere bessere Auskunft geben könnten, als die weichlichen und trägen Bewohner des Schwemmlandes, denen jene Stämme des Innern an Körperkraft, Muth, Ausdauer, kriegerischem Geiste, Geschicklichkeit als Jäger und an Gewerbesleiß weit überlegen sind, weil sie ihr Dasein durch Arbeit erkämpfen müssen, während die Stämme des Schwemmlandes meist nur Zwischenhandel treiben und bei der wuchernden Fruchtbarkeit ihres ungesunden sumpfigen Bodens beinahe in ihrem eigenen Fett ersticken.

Die Reise den Gabán hinauf ging rasch und glücklich von Statten, denn die beiden Rähne, jeder gegen zehn Meter lang, einen Meter hoch und etwas über einen Meter breit, hinten und vorn etwas aufragend, aus Stämmen des Wollbaumes oder Bombax gezimmert, schwammen trefflich, waren leicht, und folgten ebenso willig dem Druck der Ruder wie der viereckigen Segel aus feinen Matten von Ananas- oder sonstigen Fasern, womit sie ausgerüstet waren. Die Ruderer saßen nicht paarweise auf Bänken, wie dies bei europäischen Booten der Fall ist, sondern standen einzeln, und legten sich kräftig in ihre Schaufelruder. Alle ruderten im Takte, und zwar immer am lustigsten und rührigsten, wenn Fatti dazu den gewöhnlichen Marsch trommelte. Im ersten Rahn befahlige Baudri, der Mulatte, als Obersteuermann, und hatte gewissermaßen als Unteroffizier oder Unterbootsmann den Kru-Mann

„Sechtkopf“, unter sich, welcher den Kahn steuerte und mit einer staunenswerthen Geschicklichkeit das sichere Fahrwasser zu wählen, den verfunkenen Baumstämmen, den Baumwurzeln und Untiefen auszuweichen und selbst in den dichtest verschlungenen Manglaren die Fortsetzung des Fahrwassers zu entdecken wußte. Die Bemannung bildeten fünf Ruderer, theils Kru, theils Mpongwé, und Job der Koch, welcher ebenfalls sein Ruder gewandt handhabte; die Ladung des ersten Boots bestand nur aus den geschlossenen Ballen, Kisten und Fäßchen, damit die diebischen Kru nicht leicht an dieselbe kommen konnten.

Den zweiten etwas größeren Kahn, auf welchem Heinrich sich mit seinem Diener Satti, dem Jäger Tim und dem Proviantmeister Josse befand, befehligte der Zimmermann Michon, ein bekehrter San, der ebenfalls ein geschickter Ruderer war und den Kahn steuerte, während Tim und Josse nur gelegentlich beim Rudern Hand anlegten. Die Ladung des größeren Kahns bestand in den schwereren Waaren und den Lebensmittel-Vorräthen, namentlich Reis, welcher die Hauptnahrung der Reisenden bilden mußte. Die tägliche Ration davon bestand aus einem Liter trockenen Reises pro Kopf, welches mit Wasser und allfällig auch mit Fischen oder anderem Fleisch gekocht und mit Palmöl geschmälzt wurde, und wozu nun gelegentlich noch Bananen und andere Früchte oder Fleisch kamen.

Am ersten Abend gegen fünf Uhr erreichten die Kähne ein Dorf von Mpongwé, wo der Häuptling Mpangi herrschte, welcher der Schwiegervater des Proviantmeisters Josse und ein in der französischen Faktorei wohlbekannter Mann war; dieser rechnete es sich daher zur Ehre, den weißen Mann zu bewirthten und ließ Heinrich einen Korb voll Bananen und Yamswurzeln nebst einem Huhn überreichen und ihn einladen, in dem Fremden- oder Palaver-(Versammlungs-)hause des Dorfes, welches gewöhnlich den Gästen eingeräumt wird, zu übernachten. Allein Heinrich wollte für sich hievon keinen Gebrauch machen, noch auch seine Leute an einem Gelage theilnehmen lassen; darum übernachtete er, in ein Moskitonez dicht eingehüllt, an Bord seines Kahns, — allen Stechmücken und allem Lärm der Thierwelt in dem umgebenden Wald während der Nacht zum Troß — und setzte am anderen Morgen mit dem ersten Tagesgrauen die Reise fort. Die

Reise dauerte den ganzen Tag bis gegen fünf Uhr Abends, worauf Halt gemacht wurde. Da man diesmal kein Dorf in der Nähe hatte, so wählte man eine etwas höher gelegene Stelle am Ufer. Zehn oder zwölf Mann machten sich daran, den zu einem Lager nöthigen Raum mit Art und Fäschinmesser zu säubern, einige Bäume zu fällen, ein Feuer aufzumachen, welches die ganze Nacht unterhalten wurde, sowohl der Wärme wegen, für welche die nackten Wilden sehr empfänglich sind, als auch, um Stechmücken und Leoparden abzuhalten, welche in diesen Wäldern sehr häufig sind. Heinrich schlug dann mit seinem Diener sein kleines Zelt auf, während Michon und einige andere mit großer Gewandtheit Schutzbücher aus Stangen, Palmwedeln, Rotang u. s. w. herstellten, und Job in einem großen Kessel den Reis kochte, welchen Zoffe ihm vorgeschüttet hatte. War dies geschehen, so nahm Zoffe seine Angeln und Netze und ging ans Wasser hinab, um von irgend einem festgerammten Stamme oder von den Rähnen aus Fische, Schildkröten &c. zu fangen, während Tim mit dem Einen oder dem Anderen der Mannschaft einen Bürschgang in die Umgebungen machte, um einige Affen oder Papageien oder auch nur einen Leguan zu schießen, welche das Fleisch zum Abendbrod lieferten. Dann ward gegessen, geraucht und geschwagt, bis die Müdigkeit sich einstellte und das ganze Lager in Schlaf versank, mit Ausnahme der Wachen, welche das Feuer unterhalten und sich von Zeit zu Zeit ablösen mußten. Mit dem ersten Morgengrauen war dann Alles wieder munter, und man brach auf, um in derselben Ordnung wieder die Tagereise zurückzulegen. Die Fahrt war eine ziemlich eintönige, denn der Blick vermochte die dichte Wildniß nicht zu durchdringen, die gleich grünen Wänden die Ufer links und rechts besäumte, selbst da wo die Manglaren bereits aufhörten. Hier und da mußte man eine kleine Stromschnelle bewältigen, was gewöhnlich dadurch geschah, daß man ein starkes Tau oberhalb der Stromschnelle an einem Baum befestigte und einige der Mannschaft dieses Tau vom Rahne aus Hand über Hand einholten, während die Anderen aus Leibeskräften ruderten, bis man wieder in ruhigeres Wasser gelangte.

X.

Bethulia heißt die Missionsstation amerikanischer Methodisten-Prediger, welche ungefähr fünf Tagereisen von Libreville am Nembo Ntampa, einem von Süden kommenden Zuflusse des Gabun liegt. Hier war Heinrich mit seinen Leuten am sechsten Tage seiner Fahrt angekommen und von den beiden Missionären Beard und Reese, welche den Muth hatten, hier unter den wilden, für Menschenfresser geltenden Fan oder Fanti das Christenthum zu verbreiten, freundlich aufgenommen worden, denn er hatte gute Empfehlungen an diese Herren von Libreville mitgebracht. Die Mission bestand nur aus einigen Häusern und Feldern, mit einem Palissadenzaun und einer Dornenhecke umfriedigt, und aus einem großen Freischuppen, den „Palaber“ oder Versammlungs-Häusern in den Dörfern der Eingeborenen ähnlich. In den Häusern von Holz- und Flechtwerk mit Dächern von Palmblättern lebten die beiden Missionäre mit ihren Frauen und einem halben Duzend gemietheter Diener, lauter getauften Eingeborenen, und bebauten ihr Feld mit Bananen und anderen Nahrungspflanzen. Unter dem großen Freischuppen hielten sie Schule und Kirche und unterwiesen die Fan aus einigen benachbarten Dörfern im Christenthum und in den Künsten der Civilisation; sie hatten auch — Dank der Unterstützung des Fanti-Königs Molassi in dem benachbarten Dorfe, von dem sie sich Schutz erkaufte — schon eine kleine Gemeinde um sich versammelt. Bethulia und die benachbarten Fan-Dörfer lagen schon über dem Schwemmlande der Küste, gleichsam auf der ersten Terrasse des Festlandes, am Fuße waldbiger Höhenzüge, welche die südliche Fortsetzung der Serra di Cristal bilden, und in dieser Gegend hoffte Heinrich Gorillas zu finden, deshalb hatte er sich hierher gewendet und auch seinerseits sich dem König Molassi vorgestellt und dessen Gunst gewonnen.

Molassi's Unterthanen waren große kräftige Leute von hell erd-brauner Farbe, gingen nackt bis auf einen Lendenschurz, trugen Haar und Bart in dünne Zöpfe geflochten, welche sie durch Einflechten von Berg und Glasperlen verstärkten, und führten als selbstverfertigte Waffen leichte Speere mit Eisenspitzen, schwere krumme Messer aus

Eisen, Armbrüste mit vergifteten Pfeilen, und viereckige Schilde; den Körper bemalten sie sich mit verschiedenen Querstrichen und Figuren in weißer, schwarzer und rother Farbe. Ihr Dorf bestand aus einer langen breiten Gasse von viereckigen hölzernen Hütten aus Flechtwerk und mit Vordächern, welche sie offenbar den Europäern nachgeahmt hatten; diese Häuser standen in zwei Reihen hingestellt, mit Gärten ringsum, worin sie Kürbisse, Bananen, Bohnen, Wurzelgewächse u. s. w. pflanzten; ihre Hausthiere bestanden in Ziegen, Hunden und Hühnern. Alle harten Geschäfte fallen den Weibern zu, deren daher jeder Jan möglichst viele zu bekommen sucht, weil sie ihm die Stelle von Sklaven vertreten. Die Männer geben sich nur mit der Jagd und dem Kriege ab und betreiben beide auch in der Absicht, sich Fleisch zu verschaffen, denn die Jan sind oder waren Menschenfresser und pfl egten ihre Kriegsgefangenen zu verpeisen, welcher Brauch allerdings allmählig bei ihnen in Abgang kommt. Allein die Missionäre Beard und Reese erzählten Heinrich, daß die Vielweiberei und Menschenfresserei die hauptsächlichsten Hindernisse seien, an welchen die Befehrung dieser sonst so ansehnlichen Wilden scheitere.

Heinrich hatte König Molassi's Gunst durch eine Minié-Muskete erworben, deren Vorzüge vor den Steinschloß-Gewehren dem König einleuchteten, als er die große Tragweite dieser Gewehre sah. Er trieb Tauschhandel mit ihm und kaufte ihm Kautschuk, Gummi, Palmöl, Häute und Elfenbein ab. Er und Molassi verstanden sich gegenseitig, wenn Heinrich auf Mpongwé oder Bakwena sich mit ihm unterhielt, und so konnte er ihm denn auch mittheilen, daß er Gorillas und andere Indschinas oder menschenähnliche Affen jagen oder ihm deren Schädel, Häute und Knochen abkaufen wolle. Allein Molassi selber hatte noch nie einen Gorilla gesehen oder gejagt und kannte diese Thiere nur vom Hörensagen, dagegen wußte er viel von Elephanten, Leoparden, Antilopen u. s. w. zu erzählen, von denen die Wälder der Nachbarschaft wimmeln sollten, und behauptete auch, daß es Tschegos gebe, welche aber keine Affen, sondern Teufel seien. Er lud Heinrich ein, mit seinen Leuten an einer großen Jagd theilzunehmen, welche er veranstalten wolle, und Heinrich sagte dies zu, denn wenn ihm anfänglich der Aufenthalt unter einem Stamme von Menschenfressern

hatte etwas unheimlich vorkommen wollen, so beruhigten ihn doch die Missionäre über seine Sicherheit und sagten, die Jan seien zwar vielleicht nicht abgeneigt, einmal das Fleisch weißer Menschen zu verkosten, aber sie hegten eine hohe Meinung vom Gastrechte und würden sich daher an Heinrich oder seinen farbigen Begleitern nicht vergreifen, nachdem sie dieselben zu Gästen ihres Stammes angenommen hätten. Die Jan verspeisten auch ihre eigenen Verwundeten oder Kranken nicht (wie die Missionäre versicherten), sondern vertauschten dieselben zu diesem Behuf an die Nachbarstämme gegen deren Verwundete, Kranke oder Gefangene. Auch sei Heinrich's Eigenthum gesichert, wenn ihm König Molassi einmal seinen Schutz hätte angedeihen lassen. Hierdurch beruhigt und überhaupt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß selbst der Wilde für freundliche Gesinnungen empfänglich ist, beschloß Heinrich hier zu bleiben und die große Jagd des Königs Molassi mitzumachen.

Raum hatte Molassi seine lehnspflichtigen Häuptlinge in den benachbarten Dörfern zu dieser Jagd aufbieten lassen und sich die Kunde verbreitet, daß ein weißer Händler angekommen sei, welcher Schießgewehre zu verkaufen habe, so stellten sich ganze Züge von Weibern aus den nächsten Jan=Dörfern mit schweren Päckern von Gummi, Kautschuck (aus dem Saft einer Schlingpflanze, *Vahea*, aus der Familie der *Apocynen*), mit Elfenbein, großen Thonkrügen voll Palmöl und kleinen Päckchen Goldstaub in Begleitung ihrer bis an die Zähne bewaffneten Männer ein, und begehrten mit Heinrich Tauschhandel zu treiben. Dies geschah denn auch, denn Heinrich wollte sich diesen Leuten nützlich machen, und nach langem Feilschen und Markten ward er glücklich ein Duzend Steinschloß-Musketen nebst Schießpulver, Feuersteinen, Blei und Kugeln los und sammelte dafür eine solche Menge Waaren, daß er beide Kähne damit beladen und nach Libreville zurücksenden konnte, indem er die Führung derselben dem Mulatten Baudri und dem Proviandmeister Joffe anvertraute und von seinen Leuten nur Fatti, Tim den Jäger und Michon bei sich behielt, weil er letzteren unter Umständen als Dolmetscher mit dessen Landsleuten, den Jan, nöthig zu haben glaubte.

Sobald die beiden Kähne weggeschickt und der Rest der Tausch-

waren in der Mission aufgespeichert war, rüstete Heinrich sich zu dem Jagdausfluge. Dieser sollte ganz zu Fuß stattfinden, denn die Fan haben keine Hausthiere, deren sie sich zum Reiten bedienen, nicht einmal Ochsen, wie andere afrikanische Stämme; hätten sie aber auch solche, so würde es ihnen an Wegen fehlen, auf welchen man reisen könnte. So mußte Heinrich sich dazu bequemen, seine unumgänglich nothwendigen Vorräthe an Lebensmitteln, Kleidern, Munition u. s. w., sowie sein Zelt auf die Schultern von Menschen zu laden, nämlich auf die Schultern von Sklaven, welche ihm Molassji zu diesem Behufe lieh, wogegen er dem König die Freude machte, ihm das kleinere Zelt zu Molassji's eigenem Gebrauche zu leihen. Die Neger- und sonstigen afrikanischen Stämme tragen zwar gewöhnlich alle Lasten auf dem Kopfe, allein dies ist bei den Fan nicht Sitte und auch nicht thöulich, weil die Pfade im Dickicht so eng und niedrig sind, daß man nicht mit schweren Lasten auf dem Kopfe hindurchbringen könnte. Alle Lasten, welche fortzuschaffen sind, werden daher auf eigenthümliche, aus Rotang fest und zierlich geflochtene Trageförbe gepackt, welche *Daitais* heißen und auf dem Rücken getragen werden. Den Boden des Korbes bildet ein dichtes flaches Flechtwerk von etwa 85 Centim. Länge und 55 Centim. Breite; der Rand des Bodestücks ist auf drei Seiten mit offenen Wänden von Rotang-Flechtwerk, je 20 Centim. hoch, umgeben und mit zahlreichen Baststricken versehen, um den Inhalt des Korbes festzubinden. Der obere schmale Seitenrand fehlt, damit man dort nach Belieben noch mehr aufpacken kann; und dieser ebenso bequeme als geräumige Tragekorb wird nun von den Schwarzen mittelst zweier Achselbänder und eines um die Stirn des Trägers gelegten flachen Riemens aus geflochtenen Binsen auf dem Rücken getragen, wiegt selbst nur etwa 6—8 Pfund und kann eine Last von 80—100 Pfund aufnehmen, welche der Träger ohne besondere Beschwerde den ganzen Tag hindurch über Stock und Stein trägt. Gewöhnlich aber werden die Körbe nicht so schwer belastet.

Auch Fatti trug einen solchen Korb, welcher nur Heinrich's Jagdtasche, einen eisernen Kochtopf, einige Blechgeschirre und eine Matte enthielt und kaum 30 Pfund wiegen mochte; er hatte aber außerdem

noch sein eigenes Gewehr und eine Remington-Büchse zu tragen, mit welcher Herr Lion seinen jungen Freund ausgerüstet hatte, während Heinrich sich nur mit seiner Büchseflinte, seinem Revolver, einem breiten Faszinienmesser und seinem Feuerzeug belastete, welche sämmtlich nebst einer leichten Patronentasche für etwa 20 Lefaucheur-Patronen an seinem lederen Leibgurt angebracht waren.

So ausgerüstet brach Heinrich eines Morgens mit Tagesgrauen aus Molassi's Dorf auf, begleitet von Tim, Michon, Fatti und seinen Lastträgern und einigen besonders geschickten und berühmten Jägern der Fan, welche den Vortrab des Jagbzuges bildeten. König Molassi mit dem Haupttrupp, den Weibern und Kindern folgte. Man schlug einen Pfad ein, welcher kaum einen Fuß breit durch den tropischen Wald und sein dichtes Unterholz voll Schlingpflanzen und Dorngewächsen führte, durch welche man sich oft gewaltsam oder mit dem Faszinienmesser Bahn brechen mußte. Heinrich hatte ein rohes Ziegenfell um den Leib und zwei andere solche Felle um die Beine gebunden, denn sonst würden ihm die Dornen, Stacheln und Widerhaken des Buschwerks bald die Kleider und die Haut zerfetzt haben. Seine dunkelhäutigen Begleiter, welche beinahe sämmtlich nur eine Lendenschürze oder ein Hemd trugen, hatten sich die Haut tüchtig mit Palmöl eingerieben, damit die Dornen daran abgleiten sollten, bluteten aber dennoch bald mehr oder weniger. So ging man, Einer hinter dem Anderen, auf den schmalen Pfaden dahin, stieg langsam zu den Höhen hinan und gelangte nach einigen Stunden jenseit der Berge auf eine wellenförmige, mehr oder minder bewaldete Hochebene von großer Ausdehnung, und hatte damit das Jagdgebiet erreicht. An einer geeigneten Stelle, in der Nähe einer Thalschlucht, durch welche ein munteres Flüsschen hinströmte und mit manchen Wasserfällen und Stromschnellen dem Ngowai zuschoß, wurde ein Lagerplatz abgeräumt, und nach kurzer Rast zerstreuten sich die Fan-Jäger, um sich nach den Fährten des Wildes in der Umgebung umzusehen.

Sobald Heinrich das Aufschlagen des Zeltes überwacht, welches ihm und Tim Obdach geben sollte, und einen Imbiß genossen hatte, schloß er sich einigen von den Jägern der Fan an, und sie durchzogen den Wald in einem weiten Umkreise, ohne jedoch etwas Anderes

zu sehen, als eine Menge Eichhörnchen von verschiedenen Arten, welche sich an den Bäumen heruntummelten, und eine Anzahl Affen, welche jedoch bei der Annäherung der Menschen rasch flüchteten. So still und leer von Thierleben hätte Heinrich sich den Wald nicht gedacht, und er äußerte daher seine Verwunderung darüber gegen Michon.

„Oh,“ sagte dieser, — „Wild genug vorhanden — nur wir nicht sehen. Bäume zu hoch und zu dicht. Aber Michon eine Stelle wissen, wo vielleicht Thiere finden.“

„Gut, so führe mich dorthin!“ sagte Heinrich.

Eine Wanderung von einer guten Stunde brachte die Jäger auf einen mäßig hohen Berg mit leichtem Waldausflug und durch diesen hindurch an einen felsigen Abhang von vielleicht zweihundert Meter Höhe. Unter diesem lag ein breites Thal mit mehreren Terrassen, von einem Bächlein durchrauscht, mit mannshohen Büschen bewachsen, aus denen sich einzelne Palmen und schöne Laubbäume erhoben. An den Felsenhängen aber sproßten Büsche, Sträucher und Bäume aller Art aus allen Ritzen und wucherten auf allen, wenn auch noch so schmalen Felsenleisten. Die Fan nickten Michon verständnißvoll zu, sahen nach ihren Gewehren und legten sich lauernd in die Büsche. Michon bedeutete Heinrich und Tim, ein Gleiches zu thun und sich schußfertig zu machen; dann ersah er sich einen mäßig dicken jungen Baum mit breiter Krone, welcher weit über den Rand des Abhanges hinausging, erkletterte denselben bis zur Krone, rüttelte und schüttelte in dessen Nestern, um die Baumschlangen abzuschütteln, welche etwa darin sich aufhalten und nach Eichhörnchen jagen möchten, denn der Baum hatte reife röthlichbraune Früchte, welche bei dem Schütteln herunterfielen und durch die Kronen der untenstehenden Bäume prasselten. Heinrich glaubte darauf drunten im Grund ein Geräusch in den Büschen und ein zorniges Schreien und Jeteren zu vernehmen, das immer lauter wurde, als Michon in der Krone selbst stand und noch heftiger rüttelte, daß die reifen Früchte noch reichlicher fielen. Nach einer Weile aber blieb Michon ganz still und ruhig, bis die Krone des überhängenden Baumes nicht mehr schwankte; dann erscholl aus der Krone selbst der heifere Schrei eines Adlers, so daß Heinrich erstaunt hinauf blickte. Aber einer der Fan, der in seiner Nähe ver-

steckt lag, winkte ihm grinsend mit den Augen, er solle seine Aufmerksamkeit in die Schlucht hinunterrichten, wo denn plötzlich ein ängstliches Geschrei und ein wildes Reitzen in den Büschen zu hören war und eine Anzahl graubrauner haariger Geschöpfe mit furchtsamer Eile flüchtend an den Felsen heraufkletterten. Das klägliche Schreien und Schnattern kam immer näher, piff, paff! knallten die Gewehre der Jan, und einige Affen beinahe von der Größe von Haushunden, mehrere mit Jungen auf dem Rücken, erklimmten den Rand der Felsenwand und flüchteten über die Höhe. Jetzt schoß auch Tim zweimal und Heinrich sah einen starken Affen schreiend sich überschlagen und zusammenstürzen, ein Affenweibchen aber mit einem Jungen auf dem Rücken mit zerfetztem Hinterbein hinsinken, sich nach einer Weile schreiend wieder aufrichten und davon schleppen, wobei ihm einige andere Affen behülflich sein wollten. Allein Tim hatte seine Lefauchaux-Doppelflinte schon wieder geladen, und bang! bang! knallten abermals zwei Schüsse und das Affenweibchen, durch den Kopf getroffen, stürzte nieder, während seine Helfer, der eine ebenfalls schwer verwundet, erschrocken davon liefen, Tim aber sogleich hinsprang und sich des Jungen bemächtigte, ehe es andere Paviane noch von der todtten Mutter losreißen konnten.

Das klägliche Geschrei und Geheul der verwundeten und der flüchtigen Paviane erfüllte Heinrich mit Mitleid; aber der Adlerschrei ertönte abermals aus der Baumkrone und schien die Affen, welche des Schießens wegen an der Felswand gezaudert hatten, von Neuem in Bewegung zu setzen, und die Jäger schienen gierig auf weitere Beute zu warten, nachdem sie die erlegten Paviane eingeholt und vollends mit dem Messer abgefertigt hatten, damit ihr klägliches Geheul nicht die anderen zurückschrecke.

Plötzlich aber ertönte ein anderer Adlerschrei aus größerer Ferne und Höhe, und Heinrich ward auf einen mächtigen Adler aufmerksam, welcher über den breiten Thalgrund herübersegelte, an dem steilen Absturz hin und her strich, als ob er selber einen der flüchtenden Paviane jage, und mit Einem Male bolzgerade auf einen bestimmten Fleck herunterstürzte und wirklich einen Pavian erfaßte und mit den Klauen und seinem starken Schnabel bearbeitete. Das durchdringende

Geschrei, welches der Affe in seiner Todesangst ausstieß, lenkte Heinrich's Aufmerksamkeit auf jene Stelle und rief sein ganzes Mitleid wach, und im Nu hatte er sein Gewehr an der Wange und zielte bedächtig, und ehe noch das hinsterbende Geschrei des Affen verstummte, knallte sein Schuß und der Adler, gerade zwischen den Flügeln durch den Rücken getroffen, fiel verendend auf seine verendende Beute.

„Oh!“ rief eine Stimme halb ängstlich, halb bewundernd hinter ihm, und sich umschauend gewahrte Heinrich den Zimmermann Michon, dessen Gesicht die größte Aufregung verrieth. Der Fan-Zimmermann war, sobald er den antwortenden Schrei des anderen Adlers gehört und diesen gesehen hatte, eilends und voll abergläubischer Furcht von dem Baume heruntergeklettert und war gerade noch Zeuge des glücklichen Schusses Heinrich's gewesen. „Oh, das guter Schuß! oh, das großer Fetisch!“ murmelte er mit einer Art abergläubischen Grauens, denn diese Adlerart, welche im tropischen Afrika ziemlich häufig ist, gilt den wilden Eingeborenen mit ihren armseiligen Waffen für ein wahrhaft gespenstisches, unnahbares und unverletzliches Thier. Heinrich's sämmtliche Begleiter waren ganz starr vor Staunen über diese Jägerthat, aber keiner wagte hinunter zu steigen und den erlegten Raubvogel zu holen, so daß Heinrich zuletzt allein hinunter kletterte. Weil dies aber an der jähen Felswand sehr gefährlich war, so wollte Tim ihn nicht allein gehen lassen, gab seinen jungen Pavian, welcher kaum die Größe einer Hauskatze hatte, Michon zu halten, und stieg Heinrich nach. Sie brachten beide, angesichts der staunenden Fan, den todten Adler und den verendeten jungen Pavian glücklich herauf, und staunten nun diese beiden Thiere erst recht mit ehrfurchtsvollem abergläubischem Grauen an.

Die angeschossenen Paviane wurden noch ein Stück weit verfolgt und einer noch erlegt, die anderen aber entkamen mit ihren unverletzten Brüdern. Man machte sich auf den Rückweg, die Fan voll Freude über die Aussicht auf Pavianfleisch, welches sie sehr lieben. Heinrich mußte seinen erlegten Vogel selber tragen, weil seinen Begleitern davor graute und weil er zugleich fürchten mußte, die Fan würden ihm Federn ausraufen und als wunderthätigen Fetisch behalten. Tim hatte seinen lebenden jungen Pavian zu tragen, der

noch immer nach seiner Mutter winselte und weinende Töne hervorstieß, denn die erlegte Affenmutter ward von einem der Fan heimgeschleppt.

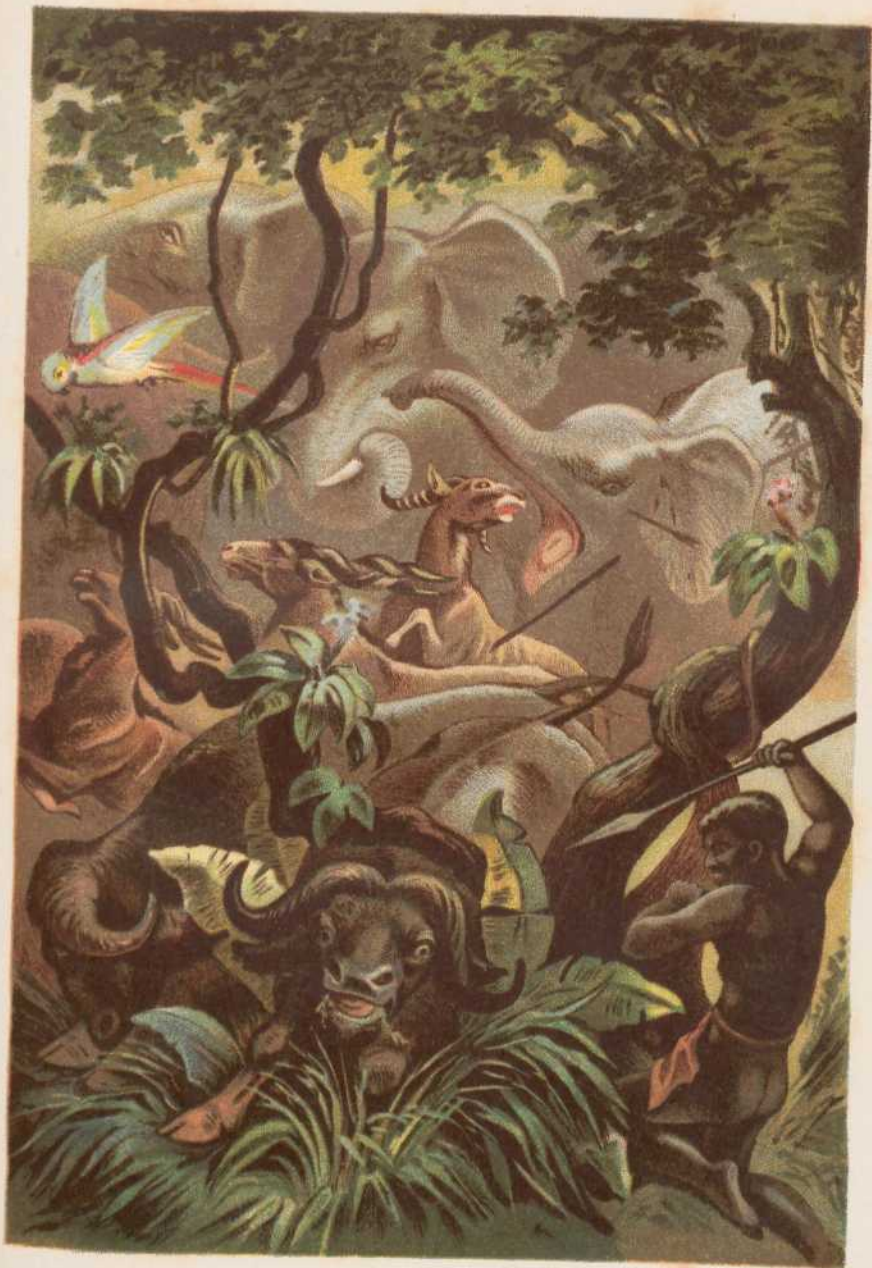
Als man das Lager erreichte, war König Molassi schon mit dem Haupttrupp angekommen; Hütten waren errichtet, Feuer angezündet, und die Nachricht von den erlegten fünf Pavianen hatte den ganzen Stamm in fröhliche Aufregung versetzt. Der Abend war eingebrochen, als Heinrich den Lagerplatz betrat und seine Beute dem König zeigte. Zwischen Grausen und Staunen getheilt betrachtete Molassi den gefürchteten Vogel, wagte ihn aber nicht zu berühren; sein ganzes Volk drängte sich herzu und betrachtete mit abergläubischem Grauen abwechselnd den Adler, den Schützen und das Gewehr, womit der Vogel erlegt worden war. Das zierliche leichte Gewehr mit den beiden Läufen, das kleine Kaliber des Büchsenlaufs, der sichere Schuß — Alles erregte das Staunen dieser Wilden, und Heinrich sah wohl, daß sie ihn für einen großen Zauberer betrachteten und beinahe für ein höheres Wesen hielten. Er machte sich nun an das Abbalgen des Adlers, um den Balg zum Ausstopfen vorzubereiten, denn dies hatte er schon in Deutschland gelernt, und Tim half ihm hierbei und bei dem Abziehen der erlegten Paviane, deren Häute er ebenfalls mit Arsenikseife präparirte, worauf er das Wildpret dem König überwies, der es sogleich vertheilte, so daß es rasch in die Kochtöpfe wanderte. Den Kadaver des Adlers nahm einer der Zauberer der Fan und bediente sich seiner zu der abergläubischen Opferceremonie, welche noch an diesem Abend stattfand, um die Gottheiten, an welche die Fan glauben, für die bevorstehende Jagd günstig zu stimmen.

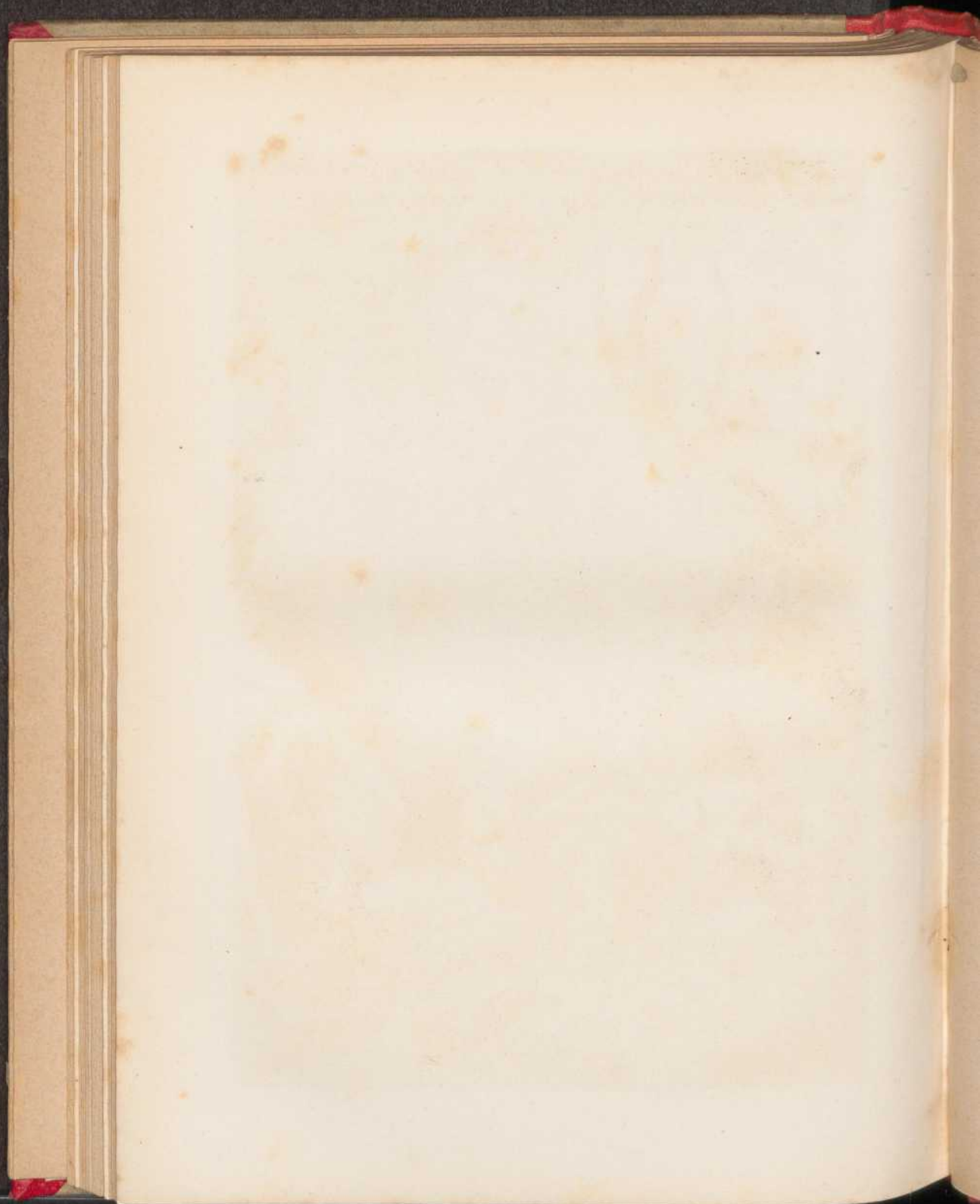
Heinrich ward von dem König eingeladen, an seinem Abendbrod theilzunehmen, allein er lehnte dies artig ab, denn der Gedanke, Speisen essen zu müssen, welche in einem Topfe zubereitet waren, worin schon Menschenfleisch gekocht worden, erfüllte ihn mit Grausen. Er begnügte sich mit Reis und gekochten Bananen, welche er in seinem eigenen Kochtopf zubereitete, und kochte sich dann seinen Thee. Allein Tim O'Neil und seine übrigen Begleiter thaten sich an gebratenem Pavianfleisch gütlich und fanden es sehr schmackhaft, obwohl Tim ge-

stand: wenn man so einen Pavianfuß abnagte, könnte Einem die Nuhnlichkeit desselben mit einer Kinderhand beinahe den Appetit verleiden.

Am anderen Tage trafen noch mehr Fan aus anderen Dörfern der Lehensfürsten des Königs Molassi ein, und lagerten sich bei den übrigen, jedoch glücklicherweise in ziemlicher Entfernung von Heinrich's Zelte, denn die Nachbarschaft dieser Wilden macht sich der Nase und den Ohren unliebsam bemerklich. Die Ausdünstung ihrer ölgefalteten braunen Haut ist ebenso unangenehm, als das Schreien, Lärmen, Tanzen und Singen, womit sie bis tief in die Nacht hinein sich belustigten. Die Vorbereitungen zu der großen Jagd begannen alsbald, nachdem man sich von der Anwesenheit von Elephanten überzeugt hatte. In einem Waldtheil, wo besonders viele Elephanten-Fährten und -Pfade gefunden wurden, machte man in der Gegend, nach welcher sie zur Tränke gingen, eine Art Verhau in Gestalt eines V, so zwar, daß jeder der beiden Schenkel dieses spitzen Winkels mindestens ein Kilometer lang war. Das Verhau selber bestand theilweise aus einem Geflecht von dicken Lianen und Schlinggewächsen, mit welchen man der Linie entlang die Bäume unter einander verband, theils aus gefälltten Bäumen und Büschen, welche man zwischen den stehengebliebenen Bäumen aufhäufte, um wenigstens den Schein eines Hindernisses hervorzubringen. Der Punkt, wo die beiden Schenkel dieses Winkels zusammenstießen, ward einstweilen noch offen gelassen bis zum letzten Abend vor der Jagd.

Die Herstellung dieses Geheges erforderte mehrere Tage, und diese verbrachte Heinrich damit, daß er in jenen Thälern am Fuß des schon beschriebenen Absturzes jagte. Die Ausbeute war jedoch eine ziemlich spärliche: einige Exemplare von einem häßlichen, weißstirnigen Wildschwein, eine schöne weißgestreifte Antilope, welche bei den Fan Banzo heißt und die Größe unseres Damwildes erreicht, und einige Affen und Pangoline waren Alles, bis eines Abends auf dem Heimweg Heinrich und Tim auf ein Rudel Büffel stießen, die allerdings sogleich vor ihnen flüchtig wurden, aber doch noch eine Kuh zurücklassen mußten, welche unter den Augen der beiden Europäer fiel, obwohl die Fan aus Furcht vor diesen tödtlichen wilden Thieren vor einem Angriff auf dieselben gewarnt hatten.





An dem zur Jagd bestimmten Tage brach der ganze Menschenhaufe in gespanntester Erwartung mit Tagesgrauen vom Lager auf. Der König und seine Vertrauten und Vasallen begaben sich nach dem Punkte, wo die beiden Schenkel des Geheges zusammenstießen, erkletterten hier Bäume und erwarteten die Herankunft der getriebenen Elephanten. Die anderen Männer aber bildeten einen weiten Kreis in der entgegengesetzten Richtung, drangen unter der Führung erfahrener Jäger unter lautem Geschrei und Schießen Derer, welche Gewehre besaßen (denn das Knallen macht dem Neger unaussprechliche Freude), und gegen einen gemeinsamen Mittelpunkt gerichtet durch den Wald vor und hatten bald die verschiedenen Thiere, welche sich in dem eingekreisten Terrain befanden: eine Heerde Elephanten, einige Antilopen und ein Rudel Büffel, nebst kleineren Thieren, so erschreckt, daß dieselben, von allen Seiten bedrängt, sich nach dem offenen Winkel drängten. Hier begann nun der Angriff auf das Wild: aus den Büschen und Verhaufen knallten Schüsse, wurden Wurfspeere geschleudert und zwar mit solcher Sicherheit, daß die Büffel und Elephanten theilweise bald so viel Wurfspeere an sich trugen, als wären sie mit Nadeln besteckt worden, und überall, wohin die erschreckten Thiere sich auch wenden mochten, scholl ihnen das Geschrei der Wilden entgegen. Mehrere Büffel, Niare oder kurzhörnige wilde Ochsen (*Bos brachyceros*) und Antilopen, namentlich von der schon erwähnten zierlichen Bango- oder Bongo-Antilope (*Tragelaphus albobirgatus*), waren schon erlegt und hatten unter den Speeren und Messern der Jan verblutet, und ein Theil des Unterholzes und Buschwerks war von den Elephanten und Büffeln niedergetreten. Eine Heerde von neun Elephanten befand sich innerhalb des Geheges, lief brüllend und schreiend den verschlungenen Pfanen entlang, wurde aber von dem Geschrei und den Schüssen der hinter dem Verhau stehenden Jan immer wieder zurück getrieben und rannte rathlos hin und her, wobei die Jungen ängstlich Schutz und Deckung unter und hinter ihren Müttern suchten. Die alten Elephanten versuchten zwar an verschiedenen Stellen durch die starken Pfanen zu brechen, aber diese gaben mit ihrer Elasticität dem Anprall der Thiere nach, und die Elephanten wurden dabei nur auf's Neue mit Speeren bespickt und mit Rugelschüssen verwundet. Mer-

dings würde ein ernster heftiger Anlauf der gewaltigen Thiere alle diese Schranken von Menschenhand leicht durchbrochen haben; allein es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese riesenstarken und sonst so klugen Thiere sich durch jeden Anschein von Umzäunung festhalten lassen, was sich die jagdlustigen und auf Elfenbein erpichten Eingeborenen trefflich zu Nutz zu machen wissen.

Heinrich und Tim verschmähten es, aus einem Hinterhalt menschlings auf solch edles Wild zu feuern. Sie hatten sich am Eingang des Verhaues aufgestellt und waren in dasselbe eingeschwenkt, sobald sich die Schaar der Treiber näherte. Rasch rückten sie den Thieren näher und bemerkten bald, daß die mit Schießgewehren bewaffneten Fan dem Wilde keinen großen Schaden zufügten, weil sie ihre schlechten glattläufigen Steinschloßgewehre viel zu stark luden und kaum zielen konnten, indem der Rückschlag der Gewehre so stark war, daß er sie beinahe zu Boden warf, was aber in den Augen der Neger als die Hauptsache erscheint. Heinrich und Tim hatten also Gelegenheit genug, aus wirksamer Nähe gut gezielte Schüsse abzugeben, und sahen auch bald ein starkes Elephantenmännchen ihren Schüssen erliegen, worauf die Fan sich heranwagten und dasselbe mit den breiten Eisenspitzen ihrer Speere vollends abfertigten. Als sie etwa in die Mitte des Geheges gekommen waren, erhoben die Treiber ein Geschrei: „Indschina! Indschina!“ und Heinrich sah plötzlich fünf oder sechs große Affen, in welchen er Gorillas zu erblicken glaubte, vor sich durch das Gebüsch flüchten. Sie liefen dabei auf allen Vieren und zwar so, daß sie sich auf die langen Arme oder Vorderbeine stützten, welche sie mit den Fingerknöcheln auf den Boden stemmten, und mit einer Art Schwung die kurzen dünnen, wadenlosen Hinterbeine nachschleppten. — Endlich also doch die Gorillas! dachte Heinrich unter freudigem Herzklopfen, zielte sorgfältig und schoß dem hintersten Affen in's Genick. Das Thier brach zusammen und Heinrich, der keine zwanzig Schritte davon entfernt war, glaubte nun das Thier sich wüthend umdrehen und sich von demselben angegriffen zu sehen; allein der Affe richtete sich zwar wieder auf und schaute nach ihm zurück, schien aber keine Lust zu einem Angriff zu haben, sondern humpelte mühsam weiter, blieb hinter den Gefährten zurück und ward bald von Heinrich eingeholt. Jetzt

wandte sich der Affe gegen Heinrich, stieß ein wildes Gebrüll aus, schwenkte die Arme wie balancirend und schaute seinen Verfolger zähneknirschend und mit wild rollenden Augen an; aber im nächsten Augenblick trachte Heinrich's wohlgezielter zweiter Schuß und mit zerschmetterter Brust sank das Thier zusammen.

Heinrich hatte sich halb abgewandt, um die Todeszuckungen seines Opfers nicht zu sehen, und schob rasch zwei neue Patronen in die Kammer seiner Büchseflinte. Im Nu sammelten sich die Fan um das erlegte Thier, welches auf dem Rücken lag und einem haarigen Menschen so auffallend glich, daß Heinrich ein leichtes Grausen verspürte.

„Oh, gute Schuß — mächtige Mondah (Fetisch)!“ sagte Michon mit freudfunkelnden Augen; „große Kulu-Kamba, sehr groß und alt!“

„Wie? kein Gorilla?“ fragte Heinrich kleinlaut.

„Nein, nur Kulu-Kamba, aber alter,“ erwiderte Michon und verdarb damit unserm jungen Freunde sehr den Spaß.

Plötzlich kam eine wilde Bewegung in die Treiber — diejenigen, welche die anderen flüchtigen schwarzen Schimpanse von der Rasse der Kulu-Kamba verfolgten, prallten schreiend auseinander und eilten zurück, und hinter ihnen gallopierten drei oder vier jener flinken Niare oder kleinen Wildochsen her, welche von den Fan wegen ihrer Bösartigkeit im gereizten Zustande so sehr gefürchtet sind. Heinrich feuerte sogleich zwei Schüsse auf den vordersten Ochsen ab und fällte ihn, sprang aber dann zur Seite, um wieder zu laden. Die drei anderen Niare aber sprengten in den dichten Knäuel der Fan-Treiber hinein und überrannten mehrere derselben, während die anderen Fan auseinander stoben. — Nur einer der braunen Männer war beherzt genug, sich dem Niare-Bullen entgegen zu werfen, ihm einen Speer in die Seite zu stoßen und dann, als der Bulle in die Knie sank, ihn mit dem zweiten Speer anzugreifen. Allein der gegen die Brust gezielte Stoß prallte an der schnellgesenkten Stirne des Stiers ab, der Speerschaft zersplitterte und der Bulle schleuderte den Mann auf den Hörnern beiseite und wollte soeben seine Wuth an diesem Opfer auslassen und es mit Füßen und Hörnern zu Tode stampfen, als Tim entschlossen herantrat und auf wenige Schritte dem Bullen eine Kugel

zwischen Licht und Loh (Auge und Ohr) durch den Kopf jagte, daß er über sein Opfer hinaus rollte und verendend zu Boden stürzte.

Die Gefahr war beseitigt und Heinrich eilte herzu, um Tim zu beloben und nach dem Mann zu sehen, ob derselbe todt sei. Zu Aller Erstaunen erhob sich aber der Mann langsam vom Boden und schien nur wenig verletzt. Er hatte den glücklichen Schützen bemerkt, der ihm das Leben gerettet, und nachdem er dem verendenden Bullen verschiedene Fußtritte gegeben und ihn mit Verwünschungen und Schimpfworten überhäuft hatte, wandte er sich an Tim, streichelte diesem die Hände und gab ihm die zärtlichsten Worte.

„Warum hast Du denn nicht geschossen?“ fragte Heinrich den Mann, dessen Kühnheit er vorhin bewundert hatte, denn er sah nun, daß derselbe eine gut gearbeitete Perkussions-Doppelflinte am Bandelier auf dem Rücken trug.

„Oh, Moffia! Das Gewehr ist verhext, es ist mondah (verzaubert),“ sagte der Jäger und nahm das Gewehr ab; „es spricht nicht mehr, und ich habe keine Zündhütchen!“

Die Zündstollen des Gewehres waren abgenutzt und ganz platt geschlagen, wie Heinrich nun bemerkte. „Woher hast Du das schöne Gewehr?“ fragte er in der Bakélé-Sprache den Verwundeten, der bei diesen Klängen die freudigste Ueberraschung verrieth und antworten wollte, aber plötzlich ohnmächtig zusammenbrach.

„Fatti, nimm Dich des Mannes an und bring' ihn nach dem Lager,“ rief Heinrich seinem Diener zu, denn das Schießen vorn in dem Winkel des Geheges und das Pusten und Schreien der Elephanten lenkte seine Aufmerksamkeit dorthin, und Heinrich kam eben noch recht, um zwei der angeschossenen und sich wie wüthend gebenden Elephanten niederschießen zu helfen, welche schon mehrere der Jan-Jäger getödtet oder schwer verwundet hatten. Dagegen mußte er sich voll Ekel abwenden, um nicht das blutige Gemetzel mit anzusehen, womit zwei junge Elephanten, beide nicht größer als ein jähriges Kind, von den Jägern mit Speeren niedergestochen wurden.

Als alle Thiere getödtet waren und Heinrich mit Tim O'Neil hinzutrat, tanzten König Molassji, seine Häuptlinge und seine Leute unter betäubendem Jubelgeschrei um die erlegten Elephanten herum,

denn eine solche Jagdbeute hatte der Stamm noch nie gemacht, und Molassi überhäufte nun Heinrich mit dem wärmsten Danke und den schmeichelhaftesten Ausdrücken und erklärte ihm, dieses seltene Glück rühre nur von dem Zauber her, welchen die Erlegung des großen Adlers bewirkt habe, von dessen Fleisch sie sich alle Amulette gemacht hatten. Dabei zeigte er auf ein kleines Säckchen von Leder, welches er an einer Schnur am Halse trug. Heinrich nickte lächelnd, denn er wußte, daß er dem Fan diesen Aberglauben nicht ausreden könne, und bedung sich von dem Könige nur aus, daß ihm der erlegte Kulu-Kamba zu eigen bleibe, was der König gern gewährte. In diesem Augenblick kam einer der Priester oder Zauberer der Fan mit einem Korbe heran, schnitt aus der Keule des größten Elephanten ein großes Stück Fleisch, warf es in den Korb und gab diesen einem seiner Gehilfen, der ihn zu einem der eben angezündeten Feuer trug, um das Fleisch zu braten; dieselbe Ceremonie ward bei den übrigen erlegten Elephanten ebenfalls vorgenommen, und sobald ein solches Stück Wild angeschnitten war, stürzten die Krieger der Fan darauf zu und begannen es mit ihren großen Messern zu zerstückeln, indem jeder ein möglichst großes Stück Haut zu einem Schild und möglichst viel Fleisch bergen wollte. Dieser Anblick war zu ekelhaft, und Heinrich ging mit Tim zurück, um seinen erlegten Kulu-Kamba aufzusuchen und aus den Händen der Weiber zu retten, welche bereits damit beschäftigt waren, die übrige Jagdbeute an Büffeln, Niare, Stachelschweinen, Antilopen u. zu zerwirken und deren Fleisch nach den Kochfeuern zu schleppen, welche nun auf allen Planken angemacht und an denen zuerst das von dem Priester erhobene Wildbret gebraten werden sollte, um es dann angeblich in den Wald zu tragen und den Götzen zu opfern.

XI.

Als Heinrich mit Tim zu dem Kadaver des erlegten schwarzen Schimpanse zurückkam, fand er daselbst schon seinen Diener Fatti und den verwundeten Jäger mit seiner Doppelflinte. Fatti machte die Eigenthumsrechte seines Herrn auf dieses Wild sehr energisch gegen einige Weiber der Fan geltend, welche sehr küstern auf das Wildbret

des Kulu-Kamba zu sein schienen. Heinrich und Tim machten sich alsbald daran, den Affen, welcher mindestens fünf Fuß hoch war, zu zerwirken und zum Ausstopfen zu präpariren, indem sie Arme und Beine und Fußknochen vom Fleisch befreiten und sammt dem Schädel bei der Haut ließen, den Rest aber, soweit ihn Fatti nicht für sich in Anspruch nahm, den Fan-Weibern preisgaben, die sich sogleich um Fleisch und Eingeweide zankten.

Jetzt erst konnte sich Heinrich um den verwundeten Jäger kümmern und dessen Wunden untersuchen, welche in einem Hornstoße an der Schulter und verschiedenen Quetschungen bestanden. Ein Schluck Brantwein aus einer kleinen Feldflasche, welche Heinrich nur als Arznei bei sich trug, schloß dem Mann wieder einige Kraft ein, und da dessen hartlose Züge regelmäßiger und milder waren, als diejenigen der Fan gewöhnlich sind, und er einen alten zerrissenen Strohhut und die Ueberreste eines schmutzigen Kattunhemds trug und geläufig Watéle sprach, so richtete Heinrich jetzt einige Fragen an ihn und erfuhr, der Mann heiße Ofri und sei ein Bakalai-Mann von einem nun aufgeriebenen Stamme dieses dem Untergang geweihten Volkes der Bakalai oder Watéle, habe sich in einem benachbarten Dorfe der Fan niedergelassen und ein Weib gekauft und große Reisen mit europäischen Händlern und Forschern, namentlich mit einem französischen Offizier, in's Innere gemacht und neuerdings von der Jagd gelebt, bis seine Flinte, die er eben von diesem Offizier zum Geschenk erhalten, nicht mehr „gesprochen“ habe und ihm die Bündhütchen ausgegangen sein. Das Alles, was Ofri sagte, trug den Stempel der Wahrheit und die allerdings verwahrloste Flinte den Namen eines berühmten Pariser Büchschmieds, und zu weiterer Beglaubigung holte Ofri aus seiner Kugeltasche noch ein Stück dicken Schilfrohrs und aus diesem ein zusammengerolltes Papier heraus, welches ein förmliches Zeugniß von einem Kapitän de Nerval war und dem Ofri bezeugte, daß dieser den Aussteller sieben Monate lang als Jäger, Führer und Dolmetscher auf einer Expedition in die Flußgebiete des Ogowai und Fernando Baz begleitet und treu bedient, auch seinem Capo auf der Gorilla-Jagd und auf der Fahrt auf dem Npulumu zweimal das Leben gerettet habe.

Heinrich war auf das Unangenehmste überrascht, als er dies las. „Du hast schon Gorillas gejagt, Ofri?“ fragte er lebhaft, und Ofri nickte lächelnd und streckte mehrmals alle zehn Finger aus, um die Menge seiner erlegten Thiere zu bezeichnen; — „Und Du könntest mich auch in Gegenden führen, wo ich Gorillas schießen könnte?“

„Ofri könnte es leicht,“ erwiderte der Bakalai wehmüthig; „aber er wird nicht dürfen. Er ist verwundet und halb lahm; König Molassi wird ihn an einen anderen Stamm der Fan verkaufen oder vertauschen, damit er aufgefressen wird.“

„Bah, das will ich schon verhüten, wenn Du mir versprichst, mir ebenso treu zu dienen, wie dem Kapitän de Nerval!“

„Oh, Mossia kennt Kapitän N'val?“ fragte Ofri lebhaft und schien mit Begier den Gedanken an die Rettung seines Lebens zu erfassen. „Oh, Ofri wird treu sein. Ofri neues Gewehr haben, wenn auch nicht so gut wie dieses, aber Ofri viel, viel Wild schießen, viel Indschina umbringen! Oh, Ofri dankbar, Ofri treu wie Hund!“ sagte der arme Bursche und fiel vor Heinrich auf den Boden nieder und küßte ihm die Füße.

Inzwischen war Michon herbeigekommen, welcher seinen Herrn gesucht hatte, und Heinrich erfuhr von ihm auf seine Frage, obwohl der Zimmermann als geborener Fan nicht recht mit der Sprache herauswollte, daß es allerdings den Anschein habe, als ob König Molassi und sein Stamm noch immer Menschenfleisch verzehrten, wenn auch heimlich, und daß in diesem Fall wahrscheinlich die bei der Jagd Verunglückten und schwerer Verwundeten an einen benachbarten Stamm oder an die Bewohner eines anderen Dorfes vertauscht würden, um dort verzehrt zu werden.

„Und werden die eingetauschten Gefangenen dann von König Molassi und seinen Leuten ebenfalls verzehrt werden?“ fragte Heinrich voll Entsetzen, welches noch stieg, als Michon ausweichend erwiderte: „Ich weiß es nicht, aber es ist möglich!“

„Nun denn, so brechen wir nach dem Lager auf!“ sagte Heinrich.

„Das ist unnöthig — Lager ist gehütet,“ sagte Michon und erzählte, der Zauberer habe dort ein Mondah, einen Fetisch aufgepflanzt, welcher alle Diebe abhalten werde. Es erschien Michon grausam, daß

er um den Genuß des Elephantenfleisches kommen solle. Aber Heinrich schickte ihn zu König Molassi und ließ sich die Zunge und ein Stück vom Fuß eines der Elephanten ausbitten, mit welchen Michon ihn dann nach dem Lager folgen solle.

Als Heinrich mit Tim, Fatti, Ofri und dem Jäger, welcher die dicke Haut des erlegten Kulu trug, nach dem Lager zurückkehrte, fanden sie dies ganz verlassen, aber mitten in demselben an einem Pfahle eine armslange, menschenähnliche Puppe, aus Holz geschnitzt und mit Affenzähnen, Federn, Thierhaaren u. dgl. verziert, aufgerichtet, welche das Lager bewachen sollte, worin die paar Habseligkeiten der Fan: Matten, Kochgeschirre, Körbe u. dgl. zerstreut umherlagen und allerdings die Habsucht auch nicht sehr reizen konnten. Heinrich untersuchte nun Ofri genauer und fand, daß derselbe keinen Knochen gebrochen, sondern durch den Stoß und den Sturz eine heftige Erschütterung erlitten hatte, in Folge deren er sich krank fühlte. Er reichte ihm noch eine Portion Brantwein und einige Gran Chinin, stach ihn einige Duzend mal mit einer Nadel in die Geschwulst von dem Hornstöße, machte ihm nasse Umschläge und hüllte ihn ganz in eine Matte ein. Dieser Behandlung unterzog sich Ofri mit Lammesgeduld und felsenfestem Vertrauen, weil ihm Heinrich, welcher den Aberglauben dieser Völker kannte und denselben zu benutzen gezwungen war, eine kleine silberne Hundepfeife in Gestalt eines Quavens umhängte, die Ofri nicht andächtig genug betrachten konnte und natürlich für einen mächtigen Zauber und Fetisch hielt.

Als die Elephantenzunge, welche Heinrich und Tim zu ihrem Abendbrod bestimmt hatten, gekocht und verzehrt und die Haut des Kulu tüchtig mit Arsenikseife getränkt und aufgerollt war, streckte sich Heinrich zur Ruhe unter dem Bette nieder, während Tim bis Mitternacht wachen und dann von Heinrich abgelöst werden sollte. Tim war dabei die Zeit nicht lang, denn Fatti und Michon und zwei der Träger waren bis spät in die Nacht hinein beschäftigt, Stücke von dem schweren, zähen, grobfaserigen, übelriechenden Elephanten- und von dem dunklen schwarzröthlichen Kulu-Fleische zu kochen und zu braten und dann halbgar zu verschlingen, wozu gleichsam die Kinnbacken und Zähne von Hyänen gehörten. Auch er mußte Beides

kosten, konnte ihm aber keinen Geschmack abgewinnen. Vom Schlaf hielt ihn theils das Geschwätz der Kochenden, theils das klägliche Geschrei des jungen Pavians, der an seiner Kette nach der Mutter schrie, ab.

Endlich legten die Jan und Jatti, von Fleisch ganz vollgestopft und übersättigt, sich ebenfalls zum Schlaf an den Boden nieder, Tim schürte das Feuer auf und lehnte sich behaglich an den Baumstamm, unter welchem er saß, die schußfertige Flinte auf den Knien, rauchte seine Pfeife, horchte auf die Stimmen der Nacht in dem finstern Walde und gab vielleicht seinen Gedanken Audienz, bis er einnickte. Ob und wie lange er geschlafen, wußte er nicht zu sagen, als er plötzlich über dem Geschrei des jungen Pavians erwachte, das ängstlicher und kläglicher klang als zuvor. Ohne sich aufzurichten, horchte Tim und schaute sich forschend um, denn er hatte gehört, daß diese Paviane so wachsam seien wie Hunde, und es überließ ihn eiskalt bei dem Gedanken, es könnte irgend einer dieser Menschenfresser, nach dem Fleisch von weißen Menschen lüstern, sich herangeschlichen haben, um die Schlafenden zu ermorden . . . Ein kaum bemerkbares Rauschen im Gebüsch drang an sein Ohr und lenkte seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt, und siehe da! ihm war, als bemerke er dort, kaum eine Spanne vom Boden, ein glühendes Augenpaar, in welchem die Glut des herabgebrannten Feuers sich spiegle. Dies konnte nur ein Mordhelmörder sein, denn dieses Augenpaar rückte näher und das Winseln des Pavians klang noch ängstlicher. Gegenüber von den vergifteten Pfeilen der Jan war keine Zeit zu verlieren; daher fuhr Tim langsam und lautlos mit dem Gewehr herauf, zielte, so gut es die Dunkelheit erlaubte, zwischen die beiden glühenden Augen hinein und drückte ab! Der Schuß hallte durch den Wald hin, ein schwerer Körper fiel wie mit einem gewaltigen Sprung an den Boden nieder und ein leises Röcheln folgte.

„Was gibt es? wer hat geschossen?“ rief Heinrich aufspringend, und kroch mit dem Gewehr unter dem Zelte hervor; auch die Anderen waren erwacht und erschrocken aufgesprungen und fragten nach der Ursache des Schusses. Während Tim wieder lud und Auskunft gab, erscholl noch einmal das Röcheln, und Ofri sagte: „Es ist ein Panther (Leopard)!“ Allein Alles blieb still und ruhig und es erfolgte kein

Angriff. Tim schürte das Feuer wieder auf und wachte noch eine halbe Stunde mit Heinrich, bis dieser ihn schlafen gehen hieß und den Rest der Nacht hindurch Wache hielt, wobei er sich damit beschäftigte, mit Asche und Palmöl Dfri's Gewehrschloß vom Rost zu reinigen.

Mit dem ersten Tagesgrauen erwachte Tim, und als es vollends hell war, suchten sie die Umgebung des Zeltcs ab und fanden kaum fünfzehn Schritte von demselben in der That einen prächtigen Leopard mit zerschmetterter Stirn todt und starr in den Büschen liegen, so gut hatte Tim ihn getroffen!

Dies verursachte abermals einen großen Jubel bei Fatti und den Jan, denn diese Weißen mußten offenbar einen mächtigen Zauber besitzen; und doch ging die Sache ganz einfach zu, denn nur das Geschrei des Pavians hatte das umherirrende Raagenthier angelockt, welches die Nähe der Menschen witterte und daher sein Opfer durch leises Beschleichen hatte holen wollen. Die Erlegung eines Panthers aber gilt bei den Jan für eine große Heldenthat.

Wenn die Jan einen Tag gejagt und „Fleisch gemacht“ haben, so halten sie einen Rasttag und schmausen. Unsere Gesellschaft ward daher an diesem Tage nicht belästigt, denn die Jan blieben bei ihrer Jagdbeute. Heinrich aber putzte mit Asche und Del Dfri's Gewehr von außen und innen, nahm die zerschlagenen Bündstollen ab und ersetzte sie aus seinem Vorrath durch zwei neue und als der Bakalai, durch Ruhen und Schwitzen schon halb genesen, endlich aufstand, sein Gewehr wiederhergestellt und sich mit einigen Hundert Bündhütchen und neuer Munition ausgerüstet sah, tanzte und jubelte er vor Freuden und gelobte, Heinrich bis an's Ende der Welt zu folgen. Er mußte nun zunächst Heinrich erzählen, wo Gorillas zu finden wären, und er versprach demselben so zuversichtlich eine gute Jagd auf diese, daß Heinrich nicht länger zu säumen beschloß und nach einem kurzen Abschied von König Molassi seine Expedition antrat. Molassi wollte ihn anfangs zurückhalten, weil die Gefahr wegen der Gorillas und der feindlichen Stämme zu groß sei; eigentlich aber, weil er sich die Hilfe von einigen so tüchtigen Jägern nicht entgehen lassen wollte. Als er aber Heinrich so fest entschlossen sah und dieser

ihm die silberne Hundepfeife als glückbringenden Talisman zurücklassen wollte, gab er dem Gastfreunde gern ein halbes Duzend seiner Sklaven als Jäger mit, und einige Fan schlossen sich Heinrich freiwillig an. So wurden denn die Bälge vom Adler, Kula und Leopard nach der Missionsstation geschickt und die Expedition brach, von Ofri geführt, welcher in verschiedenen Stämmen Gastfreunde und Schwiegerväter besaß, da er vier oder fünf Weiber daheim hatte, wohlgemuth auf und schritt auf den engen Waldpfaden rüstig in die Berge hinein.

Ofri hielt Wort und zeigte sich zuverlässig, erfahren und anständig. Schon am dritten Tage erreichte man eine Gegend, wo nach seiner Versicherung Gorillas waren. Er zeigte Heinrich die Spuren derselben in den eigenthümlichen Schutzbäusern, welche die Gorilla-weibchen auf Bäumen errichten, indem sie dürres Holz auf die horizontalen Aeste von starken Bäumen legen und über diesem „Horst“ Dächer von Laubwerk errichten. Ähnliche Nester, jedoch von geringerem Umfang, baut auch eine der großen Schimpanse-Arten, welche dem Gorilla an Umfang nahe kommen, nämlich der Nschiego Mbuwe oder nestbauende Affe. Auch die Lieblingsnahrung des Gorilla zeigte Ofri unserm jungen Freunde, nämlich gewisse Arten von den hier wild vorkommenden Bromelien oder Ananassen, deren Blattstengel und junge Triebe der Gorilla geflissentlich aufsucht, und einige Baumfrüchte und Beeren, denen er zur Reisezeit nachzieht, sowie verschiedene andere rohrartige Gewächse, von welchen er das Mark verzehrt, nachdem er mit seinem furchtbaren Gebiß und namentlich den langen Eckzähnen die zähe kieselstoffhaltige Rinde derselben zerbissen hat.

Es dauerte nicht lange, so entdeckte Ofri die frischen Spuren von Gorillas, nämlich abgebissene Strünke von jungen Palmen und anderen Gewächsen, an deren Mark sich die Thiere geäst hatten, und nun begann eine förmliche Jagd auf dieselben, denn Ofri behauptete zuversichtlich, daß die Gorillas erst am Morgen hier gewesen seien und sich noch in der Nähe befinden müßten. Er zeigte Heinrich und Tim ihre Fährten am weichen Boden: die leichten Eindrücke der Hinterhände, welche nur vom Ballen und Daumen herrühren, während sich die Finger nicht abdrückten, und rechts und links davon und je einen

halben Meter entfernt die sehr schwachen Fährten der Vorderhände, die nur aus leichten Abdrücken der Knöchel bestanden, weil diese Thiere nicht auf der Sohle der Hände gehen, sondern eine halbe Faust machen und nur mit der Außenseite der Finger den Boden berühren. Auf dieser Fährte nun folgten Heinrich und Osri den Thieren, während Tim mit Michon und den anderen Jan auf einem Umwege vorangehen und womöglich auf dem Wege der Thiere vorstehen sollten. Bevor jedoch die Jan dies thaten, trafen sie noch verschiedene Vorbereitungen: sie holten Amulette hervor, womit sie sich Arme und Augen einrieb, sie beschmierten und bestreuten sich mit Zauber-Salben und wunderthätigen Pulvern, womit ihre Zauberer sie versehen hatten, und luden ihre Gewehre sorgfältig von Neuem. Auch Heinrich und Tim hatten die Vorsicht gebraucht, ihre Gewehre von Neuem zu laden und sich die Gesichter mit Ruß zu schwärzen, um dem Wilde, das sie anpürschen wollten, nicht allzu sehr aufzufallen.

Nach einer vorsichtigen Wanderung vorwärts auf dem kaum erkennbaren Pfade durch das Dickicht, welchen die Gorillas zurückgelassen hatten, rückten Heinrich und Osri denselben bald näher, und hörten das Krachen und Knacken der jungen Stämme, welche die Affen abbrachen, um sich an ihrem Mark zu äßen. Jetzt war die größte Behutsamkeit angezeigt, denn der Gorilla hat sehr scharfe Sinne und wittert durch Geruch, Gehör und Gesicht schon bald die Nähe eines Menschen. Osri suchte daher mit günstigem Winde heranzukommen, und dies gelang auch. Heinrich sah nun in einer Thalmulde sieben Gorillas von verschiedener Größe beisammen und konnte sie leicht beobachten, denn er und Osri waren am Rande dieser Mulde, wenigstens 25 Meter höher als die Thiere und gegen 100 Meter von ihnen entfernt. Der größte dieser Gorillas kauerte unter einem Baume, mit dem Rücken an dem Stamm desselben gelehnt und fraß gierig an einem Strunke; die anderen gingen hin und her und ästen sich ebenfalls und es gewährte für Heinrich, dem vor Erwartung das Herz laut pochte, einen eigenthümlichen und interessanten Anblick, diese Thiere aus solch ungeahnter Nähe arglos ihrem Treiben nachgehen zu sehen. Sie erschienen ihm ordentlich wie Waldteufel oder ver-

zauberte Menschen, wie sie so mit vorgebeugtem, halb aufrechtem Oberkörper, welchen sie auf die unverhältnißmäßig langen Arme stützten, hin- und herwatschelten, Stengel und Zweige abrissen, sich dann auf die unterschlagenen Hinterbeine hockten, gierig in die grünen, saftigen Stengel hineinbissen und dieselben knirschend kauten, während sie zugleich die Köpfe hin- und herdrehten und die dunklen Augen rollend umherlaufen ließen und zwischen hinein schnatterten und plapperten, als ob sie sich plaudernd mit einander unterhielten. Aus dieser Entfernung gesehen, hatten sie nichts Furchtbaren, als ihr Aussehen und ihre Farbe; die beiden jüngsten, die kaum 70 Centimeter hoch sein mochten, waren dunkel rußbraun, beinahe schwarz, die übrigen je größer desto heller, aber am Gesicht und Hals und den Vorderarmen immer schwärzlich. Ihr Gebahren glich ganz demjenigen der kleineren Affenarten, und war nur schwerfälliger und energischer, wie es ihrem Körperumfang entsprach.

„Soll ich schießen?“ flüsterte Heinrich.

„O nein — viel zu weit — auch kein altes Männchen dabei, sondern nur zwei alte Weibchen und zwei junge Männchen,“ versetzte Osi. „Wir müssen näher schleichen, nicht eher schießen als auf zehn Schritte!“

Nachdem Heinrich sich die Thiere und ihr Treiben lange genug betrachtet hatte, gab er Osi ein Zeichen, daß er den Thieren näher kommen möchte, und sie stiegen und krochen vorsichtig an der Böschung hinunter, welche sich nach der Mulde senkte. Noch waren sie vielleicht vierzig Meter von dem Wild entfernt, als aus einem Busche unmittelbar vor Heinrich ein Vogel von der Größe einer Taube mit einem Schrei aufzog und nicht nur Heinrich, sondern auch die Gorillas erschreckte, welche sich rasch nach der Gegend umwandten, von wo der Schrei erscholl, voll Argwohn hinstierten und schnüffelten und sich dann plötzlich zur Flucht anschickten. Da nun längeres Verstecken unnötig war, so sprang Heinrich vom Boden auf, um die flüchtenden Thiere deutlicher zu sehen und ward nun auch von ihnen bemerkt, welche ein Geschrei ausstießen, das wie der Angstschrei von Menschen klang und Heinrich mit einem unwillkürlichen Mitgefühl erfüllte. Er hätte nicht um eine Welt in diesem Augenblick auf die Gorillas zu

schießen vermocht, sondern begnügte sich, ihnen nachzuschauen und zu sehen, wie die Thiere auf allen Vieren davonliefen, so zwar, daß sie die Arme etwas vom Leibe abrückten, die Außenseite der Finger an die Erde stemmten und nun mit einem kräftigen Schwunge die aufgestemmtten Hinterläufe vorwärts schlenderten, was mit einer ungemainen Kraft und Geschwindigkeit geschah, so daß die Thiere schnell aus Heinrich's Gesichtskreis kamen, der nun erst bemerkte, daß er eine günstige Gelegenheit zum Schusse verpaßt hatte.

„Vorwärts!“ sagte Ofri und suchte nun so rasch wie möglich vorwärts zu dringen; allein wenige Minuten später fielen weiter vorn einige Schüsse und ein lautes furchtbares Brüllen erscholl, und als Heinrich mit Ofri zur Stelle kam, fand er Tim und die Fan um einen verendenden Gorilla herumstehen, welcher auf dem Rücken am Boden lag. Es war eines der beiden alten Weibchen, welches Tim mit zwei Schüssen durch die Brust auf etwa zehn bis zwölf Schritte Entfernung getödtet hatte. Die grimmig verzerrten Züge, die gefletschten mächtigen Zähne, die furchtbar starken Arme und die noch im Brechen wutherrfüllten Augen ließen dem Thiere selbst im Tode noch einen so entsetzlichen Ausdruck, daß Heinrich zweifeln mußte, ob er im Stande gewesen wäre, bei der ersten Begegnung mit einem solchen Thiere noch Geistesgegenwart und Ruhe zu einem gutgezielten Schusse zu behalten. Michon behauptete, ebenfalls einen der flüchtenden Gorillas getroffen zu haben, und in der That fand man auch bald auf der Fährte der Flüchtlinge Blutstropfen und Blutlachen am Boden und an den Blättern und Zweigen des Unterholzes, und Heinrich mit Ofri, Michon und zwei Fan verfolgten daher die „schweißige“ (blutige) Fährte, während Tim mit drei anderen Fan bei dem erlegten Gorilla-Weibchen zurückblieb, um dieses kunstgerecht abzustreifen und zu präpariren. Die Fan warteten natürlich mit Gier auf das Wildbret des erlegten Gorilla, welches sie sehr lieben und dessen Geschmack dem Menschenfleisch ähnlich sein soll, obwohl es dunkelroth und sehr zäh ist.

Heinrich und seine Begleiter waren dem flüchtigen Wilde mehr als eine Wegstunde weit gefolgt, ohne es einholen zu können. Ofri wies mit der Sicherheit eines wohldressirten Schweißhundes die Fährte

der Gorillas nach, selbst wo die Jau solche verloren. Endlich aber hörte die Fährte auf, denn man war an einen Windbruch gekommen, nämlich an eine der Stellen, wo die furchtbaren Wirbelwinde der Tropen ein Stück Wald im Umfang von vielen Hektaren niedergerissen und die riesigen Bäume mit ihren Schlingpflanzen und ihrem Unterholz so übereinander geworfen hatten, daß sie nur einen einzigen ungeheuren wirren Haufen, ein undurchbringliches Verhau bildeten. Ueber dieses waren die Gorillas geflohen, und hier schien die Verfolgung ein Ende zu nehmen, denn in dieses modernde Wirrsal von Pflanzenstoffen wagte Niemand einzudringen aus Furcht vor Schlangen und andern giftigen Reptilien, welche sich diese Windbrüche gern zum Aufenthalt erwählen. Da jedoch der angeschossene Gorilla viel zu schwer getroffen zu sein schien, um noch weit laufen zu können, so wollte Heinrich ihn nicht verloren geben, und als er vergebens einen seiner Begleiter zur Verfolgung des angeschossenen Thieres zu bewegen suchte, so erstieg er selber endlich, das schußfertige Gewehr unter dem Arme, den modernden Haufen der übereinander geworfenen Stämme und kletterte behutsam auf der blutigen Fährte vorwärts. Osi wollte seinen Herrn nicht allein lassen und kletterte ihm nach, und so drangen sie vielleicht hundert Schritte weit vorwärts. Von Schlangen und andern Reptilien sahen sie nun zwar nichts, dagegen wimmelten die modernden Stämme und Laubmassen, in welche sie oft bis zum Knöchel und sogar bis zum Knie einsanken, von Termiten und Ameisen. „Dort liegt der Gorilla!“ rief endlich Osi, etwas links deutend, und Heinrich sah nun in der That das schwärzliche Thier, auf dem Rücken liegend und beide Hände vor Brust und Kopf gedrückt. Sogleich näherten Beide sich dem Thier vorsichtig, weil sie nicht wußten, ob dasselbe nicht noch lebe. Osi rief es an, aber der Gorilla regte sich nicht mehr — er war unverkennbar verendet! Jetzt näherten sie sich ihm, wiewohl nicht ohne einige Scheu, und warfen mit morschen Holzstücken nach ihm, aber er blieb regungslos. Nun traten sie dicht an das Thier heran und bemerkten mit Erstaunen, daß bereits Tausende und aber Tausende von dunkelbraunrothen ameisenartigen Thieren auf dem Kadaver herumwimmelten und in Augen, Ohren, Nase, Mund und Wunden eingedrungen waren. Als Osi mit dem Gewehr auf

nach demselben stieß, flogen Hunderte davon auf und andere krochen schnell an dem Gewehrlauf empor. Plötzlich aber that Ofri einen Schrei und begann wie besessen herumzutanzten und an seinen Beinen zu reiben und zu kratzen, denn es war ihm, als ob er von Hunderten von Bienen gestochen würde. „Zurück, Sir! fliehen Sie!“ rief er und machte sich schreiend und juckend auf den Rückweg. Heinrich schaute ihm erschrocken und verwundert nach, dann aber verspürte er auch an sich das Krabbeln und schmerzhaftes Beißen von Hunderten von Insekten, welche an ihm emporkrochen unter den Kleidern und auf denselben, und er mußte ebenfalls laut aufschreien und die Flucht ergreifen.

Als Heinrich und Ofri glücklich über den Windbruch zurückgeeilte waren, fanden sie, daß ihre Begleiter sich in eine angemessene Entfernung von der modernen Masse zurückgezogen hatten und ihnen winkten und zuriefen, sich der Kleider zu entledigen. Dies geschah denn auch, und Heinrich sah, daß Hunderte von solchen Waldameisen, welche von den Fan Atjuna genannt werden, an ihm herumkrochen und ihn bis auf das Blut gebissen hatten, was einen unbeschreiblichen sinnverwirrenden Schmerz verursachte und Pusteln hervorrief, welche ebenfalls heftig schmerzten und juckten und erst nach einigen Tagen vergingen. So kehrten sie denn, nachdem sie mit Hülfe der Anderen ihre Kleider von diesen über zwei Centimeter langen Insekten gereinigt hatten, wieder nach ihrem Lager zurück, und erfuhren nun, daß diese Insekten, welche in großen unterirdischen Bauen leben und, beim Beginn der Regenzeit durch das Wasser aus ihren Bauen vertrieben, nach den höher gelegenen Vertlichkeiten wandern, eine Landplage für die Gärten und Felder der Einwohner, welche von denselben verheert werden, aber auch eine Wohlthat sind, indem sie die in Fäulniß übergehenden Pflanzen- und Thierstoffe rasch aufzehren und beseitigen. —

Am folgenden Tage wanderten Heinrich und seine Begleiter einige Meilen weiter in derselben Richtung, in welcher die Gorillas gestochen waren, und kamen in eine Gegend, wo vieles wilde Obst auf den Waldbäumen reifte. Ofri entdeckte bald wieder Fährten von Gorillas und zwar von einem größeren Rudel, welches offenbar von der hier so reichlichen Nahrung von Früchten angelockt worden war. Er

recognoscirte zuerst allein und dann mit Heinrich die Gorillas und behauptete, mehrere noch ganz kleine Junge bei ihnen gesehen zu haben, und man beschloß daher, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen und sie einzukreisen, was übrigens erst am folgenden Tage geschehen konnte, da der Nachmittag schon zu weit vorgerückt war.

Am anderen Tage in aller Morgenfrühe ward aus dem Lager aufgebrochen, welches man eine volle Wegstunde von dem Orte aufgeschlagen hatte, wo die Gorillas bemerkt worden waren. Sobald man in ihre Nähe gekommen war, vertheilten sich die Jäger, um von verschiedenen Seiten her an sie anzuschleichen. Heinrich ging mit Ofri unter günstigem Winde, Tim mit einem Jan unter Seitenwind vorwärts, Alle in gespannter Erwartung und ernster Stimmung. Es war eine wilde einsame Gegend mit mächtigen Bäumen und spärlichem Unterholz, aber Ranken und Schlinggewächsen aller Art, durch welche man sich behutsam und mühevoll hindurchwinden mußte. Die breiten Laubkronen hüllten den schweigenden Wald in tiefe Dämmerung. Heinrich und Ofri waren ein Stück weit vorgeedrungen, als sie plötzlich ein Rauschen und Knacken in den Baumkronen vor sich hörten. Ofri drückte sich hinter einen Baumstamm und winkte Heinrich mit den Augen zu, und als dieser in der bezeichneten Richtung ausblickte, sah er auf einem großen Baume keine dreißig Schritte vor sich eine Schaar von zehn bis elf Gorillas verschiedener Größe, jedoch darunter nur ein einziges starkes Männchen, die übrigen lauter Weibchen und Junge, welche sich auf den verschiedenen Nesten an den pfirsichartigen Früchten äßten. Mit einem Male aber ward der männliche Gorilla unruhig, reckte sich in die Höhe, warf den Kopf ruckweise hin und her, schaute sich nach allen Seiten um und stieß einen zornigen brüllenden Laut aus. Augenblicklich hielten die Anderen inne und bereiteten sich zur Flucht. Das Männchen aber glitt am Stamme herunter bis zu einem der untersten horizontalen Nester, an den es sich mit beiden Händen hielt, während es mit dem Hinterfuße sich an einen Aststumpf anklammerte und schaute trotzig nach den Feinden aus, deren Nähe er witterte. Seine dunklen Augen rollten wild, sein schwarzes Gesicht mit den vorspringenden Augenbrauen hatte einen grimmigen Ausdruck, seine Zähne knirschten, als er ein dumpfes Gebrüll zwischen denselben

hervorstieß, und er schaute so beharrlich nach dem Orte hin, wo Heinrich stand, daß dieser trotz seiner guten Deckung sich von dem Thiere bemerkt wähnte. Heinrich konnte sein Auge nicht von dem Thiere abwenden und bemerkte daher nicht, wie Osi ihm zuwinkte, er solle doch schießen. Da krachte Osi's Gewehr und der Gorilla schrak zusammen, und mit dem Knall ließen die anderen Gorillas sich an Händen und Füßen von den Ästen und Planen des Baumes herab und flohen in das Dickicht. Auch der verwundete Gorilla stieg unter Wuthgeschrei vollends vom Baume herab, blieb eine halbe Minute halb vorn über gebeugt stehen und sah sich nach dem Feinde um, erhielt mittlerweile die zweite wohlgezielte Kugel durch die Brust, wandte sich nun mit einem beinahe menschlich klingenden Schmerzensschrei zur Flucht und verschwand bald in dem Dickicht, wo er einige hundert Schritte weiter zusammengekauert und dem Verenden nahe von Heinrich gefunden und durch einen Schuß in die Schläfe vollends getödtet wurde.

Auch die anderen Schützen kamen zum Schusse und erlegten ein Weibchen, überwältigten zwei kleine Junge, welche nicht von der Mutter lassen wollten und holten noch ein größeres Junges ein, welches ebenfalls einen Schuß in den Oberschenkel erhalten hatte und gelähmt worden war. Das Thier war aber so bössartig, daß es durch einen Fangschuß in's Genick getödtet werden mußte, da ohnedem kaum zu hoffen war, daß man es werde zähmen und seinen zerschmetterten Schenkelknochen wieder werde heilen können.

Wir wollen übrigens bei diesen Jagden nicht länger verweilen und nicht in's Einzelne gehen, denn Heinrich fand keinen großen Geschmack daran. Er selbst erlegte zwar einige Gorillas mit wohlgezielten Schüssen, allein der Anblick der so menschenähnlichen Leichname derselben erregte in ihm stets eine unangenehme Empfindung und eine Art Reue — er kam sich beinahe wie ein Mörder vor. Bei allem Interesse für die Thierwelt und die Naturgeschichte machte es ihm doch kein Vergnügen, gegen diese Geschöpfe, die Herren der Wildniß, einen Vertilgungskrieg zu führen. Auch glauben wir, daß es nicht gut ist, unsern jungen Lesern so viel unnützes Blutvergießen im Einzelnen zu schildern und romantisch auszumalen, denn dies

dient nur dazu, das jugendliche Gemüth zu verwildern. Wir begnügen uns daher, hier anzuführen, daß Heinrich unter Ofri's geschickter Führung bald im Stande war, die Häute von sechs und die Skelette von mehreren erwachsenen Gorillas (worunter auch das Skelett des in dem Windbruch gefallenen Thieres, welches später noch geholt und von den Njunu-Ameisen ganz rein abgenagt gefunden wurde), nebst Haut und Knochen eines halbwüchfigen Thieres und drei lebendigen Jungen zusammenzubringen. Als er dann das Dorf eines befreundeten Fan-Häuptlings erreichte, wo er freundliche Aufnahme und neue Jagdgenossen fand, schickte er die Hälfte seiner mitgebrachten Träger und ein Duzend neu gemietheter mit der gewonnenen Jagdbeute unter Michon's Führung nach der Missionsstation Bethulia zurück, wo dieselben glücklich eintrafen und auf Heinrich's Kosten abgelohnt wurden. Heinrich aber setzte mit Ofri und einer Anzahl Fan aus dem letztberührten Dorfe des Königs Golengi die Expedition noch in südöstlicher Richtung nach dem Oberlauf des Ogowai fort, um noch einige andere der großen Affenarten: wie Schimpansee, Tschogos, Kulu-Bambas u. s. w., und andere interessante Thiere und Vögel zu erlegen. Auf diesem Ausfluge hatte er auch ziemlich viel Glück, so daß er abermals die Hälfte der Träger, welche ihm König Golengi mitgegeben, mit seiner Beute hatte zurückschicken können.

Bald aber sollte der Erfolg, dessen Heinrich sich seither erfreut hatte, in das Gegentheil sich verwandeln. Rhubai, einer der Verwandten Golengi's, einer der angesehensten Männer jenes Stammes, welcher reich und angeblich ein ehemaliger Sklavenhändler und nun auf einer Reise nach den Innern begriffen war, hatte Heinrich und seine Begleiter eingeholt und sich ihnen angeschlossen. Er hatte Heinrich erzählt, daß er in einem Dorfe der Tschogos einen zahmen, nahezu ausgewachsenen Gorilla gesehen habe, dessen Besitzer denselben verkaufen wolle, und daß unter den Tschogos viele Gorilla-Schädel und Bälge zu kaufen seien, mit welchen jene Schwarzen die Hüttentempel ihrer Modah oder Fetische schmückten, und Ofri hatte dies bestätigt und Heinrich in dem Entschlusse bestärkt, dorthin aufzubrechen und den Tschogos den zahmen Gorilla abzukaufen, denn dadurch wäre unbedingt Herrn Johnston der größte Dienst geleistet worden. Heinrich

lenkte daher unter Schubai's Führung seine Schritte nun nach dem Gebirgszuge, an dessen Fuße und auf dessen ersten Terrassen die Dörfer der Ischogos liegen. Er war begierig, ein neues Volk des Binnenlandes kennen zu lernen, welches für friedfertig, gewerbsam und den Weißen freundlich gesinnt galt. Allein noch hatte man die Grenzen des Ischogo-Gebietes nicht erreicht, als man eines Tages auf einen Haufen Flüchtlinge stieß, meist Weiber, Kinder und ältere Männer, welche die Kunde brachten, daß ein heutigetägiger Haufe wilder, kriegerischer Aponos in das Land den Ischogos eingefallen sei und mehrere Dörfer niedergebrannt und zerstört und die sich zur Wehre setzenden Männer niedergemacht habe. Schubai nahm die Sache leicht und meinte: Die Ischogos seien feige wie Eidechsen und wüßten sich nicht zu wehren, aber die Aponos werden sich hüten, eine Anzahl Fan und Weiße, welche gut mit Schießgewehren bewaffnet seien, anzugreifen, weshalb er rathe, kühnlich vorwärts zu gehen und es auf einen Strauß mit den Aponos ankommen zu lassen, welche sich wohl hüten werden, mit den Fan zu brechen. Allein Heinrich hatte keine Lust, auf diesen Rath zu horchen. Wenn die Aponos in jene Gegend eingefallen waren, so war möglicherweise auch das Dorf zerstört, wo der angeblich gezähmte Gorilla zu kaufen gewesen war, und es war somit nutzlos, dorthin zu reisen und all die Gefahren zu laufen, welche mit diesen ihm ganz gleichgültigen Fehden der Eingeborenen unter einander verbunden waren, und Heinrich trat daher auf den Rath Dsri's mit seinen Leuten den Rückweg an, während Schubai seine Reise fortsetzte. Allein schon am folgenden Abend trafen Schubai und sein Gefolge wieder im Nachtlager von Heinrich's Partie ein; sie waren auf streifende Aponos gestoßen und von denselben angegriffen worden, wobei auf beiden Seiten mehrere gefallen waren. Schubai selbst war leicht verwundet von einem Speerwurf, und auch einige seiner Leute hatten blutige Köpfe davongetragen.

Dsri machte zu Schubai's Erzählung ein bedenkliches Gesicht und theilte Heinrich seine Befürchtung mit, daß dieser Schubai ihnen nur die Aponos auf den Hals ziehen werde; er machte daher den Vorschlag, am anderen Morgen in aller Frühe aufzubrechen und die Richtung nach dem offeneren Lande zu nehmen, weil sie sonst Gefahr

laufen würden, im Walde einzeln von den Aponos mit vergifteten Pfeilen niedergeschossen zu werden. Heinrich war damit einverstanden und nach einer unruhigen, halb schlaflosen Nacht brach man mit dem ersten Morgengrauen auf und wandte sich einem mehr offenen Steppengrund zu, wo man sich rascher bewegen konnte. Rüstig schritten die Träger aus, von Ofri und Schubai geführt, welche die Gegend kannten, während Heinrich mit Tim, Fatti und einigen Jan die Nachhut bildeten. So marschierte man bis Mittag, wo nothgedrungen Halt gemacht werden mußte, denn die Sonne brannte auf die schattenlose, sandige, nur mit Gestrüpp bewachsene Steppe nieder, daß selbst die abgehärteten Jan es kaum ertragen konnten. Der Mangel an Wasser machte sich dringend fühlbar, und als man die Wanderung fortsetzte, mußte man sich doch wieder der waldigen Gegend und einer Einsenkung zuwenden, wo ein Flüsschen zu finden war. Hier ward gelagert und abgekocht, um am folgenden Tage einen Hügelzug zu erreichen, in welchem einzelne Dörfer der Jan lagen und wohin Schubai einen seiner Läufer voraussandte, um die Stammgenossen zu warnen und aufzubieten, denn dort in den Hügeln war man, wie er meinte, vor den Angriffen der Aponos sicher.

Am anderen Vormittag kreuzte die Schaar gerade eine kleine dichtbewaldete Einsenkung, als man plötzlich in der Ferne den Kriegsruf der Aponos und ihre Trommeln erschallen hörte — eine Streifpartie derselben, welche Schubai's Leute verfolgte, war auf die Fährte von Heinrich's Truppe gestoßen und nahte im Lauffschritt. Bald wimmelte es rechts und links von Heinrich's Schaar, aber einige Schüsse hielten die Aponos, welche nur Speere, Bogen und Pfeile und hölzerne Schwerter mit eisernen Schneiden führten, in gebührender Entfernung, wo ihre vergifteten Pfeile noch nicht wirksam waren. Allein jetzt erschoss einer der Jan von Schubai's Truppe einen Apono, und nun kannte die Wuth derselben keine Grenzen mehr. Von allen Seiten rückten sie näher und suchten die Zurückweichenden zu umzingeln, in welchem Fall Alle verloren gewesen wären. Einige von Schubai's Sklaven hatten schon ihre Tragkörbe weggeworfen und begannen davonzulaufen. Da rief Heinrich den Seinigen zu, sie sollten sich in zwei Linien theilen, und die voran liegenden Anhöhen zu gewinnen

suchen und dort Halt machen, denn von dort herab konnte man die Gegend beherrschen. Ofri theilte Schubai diesen Befehl mit und überließ ihm die Führung, während er muthig an die Seite von Heinrich und Tim eilte, welche nun den Rückzug deckten und die frechsten der Verfolger durch wohlgezielte Schüsse niederstreckten oder wehrlos machten. Allein ehe man noch den Fuß der Anhöhe erreicht hatte, kamen die Aponos doch so nahe, daß sie auf die beiden Weissen und ihre Begleiter mit Pfeilen schießen konnten, und Tim ward durch einen Pfeil in die Schulter getroffen. „Ofri, bring' ihn in Sicherheit und sauge die Wunde aus!“ rief Heinrich diesem zu, machte mit seinen nächsten sechs oder sieben Trägern, welche sämmtlich mit Gewehren bewaffnet waren, Front gegen die Angreifer und zog sich langsam und vorsichtig nach dem Fuß der Anhöhe zurück, wo sie sich eine Weile vertheidigten, bis von dem Gebüsch auf der Anhöhe herab die Gewehre der Jan knallten, worauf die Träger Heinrich's sich ebenfalls rasch in die Büsche auf der Höhe zurückzogen. Heinrich hielt noch eine Weile Stand, von einem einzigen Jan unterstützt, dann zog auch er sich die Höhe hinan und in den Schutz der Bäume zurück, während die Aponos näher zu rücken versuchten, aber bei jedem Versuch, hinter den Büschen anzuschleichen, mit Kugeln begrüßt wurden.

Heinrich waren die Kugelpatronen zu seiner Lesancheux=Doppelflinte ausgegangen und er hatte mehrmals Schrotpatronen abgefeuert und die Bemerkung gemacht, daß die davon getroffenen Feinde schmerzlich aufschrien und voll Entsetzen sich zurückzogen. Er rief daher seinen Begleitern, welche mit Doppelgewehren versehen waren, den Befehl zu, den einen Lauf ihrer Gewehre mit grobem Hagel zu laden und damit in die Büsche zu feuern, hinter welchen sich die Angreifer zu decken suchten. Dies geschah und übte auf die schwarzen Feinde eine solche Wirkung, daß die meisten derselben sich bald unter lautem Schmerzgeheul zurückzogen, denn diese vielen kleinen Kugeln, welche ihnen so tief in die nackten Körper drangen, erschienen den Aponos als ein „böser Zauber“ und machten diese abergläubischen Wilden stutzig. Sie zogen sich daher allmählig zurück, und sammelten sich auf dem Waldsaum fern außer Flintenschußweite und schienen sich zu berathschlagen. Es waren ihrer noch etwa dreißig Mann, aber die

Hälfte von ihnen verwundet. Als nun Heinrich den Träger erreicht hatte, welcher in seinem Staitai oder Refftorbe Heinrich's Munition und Remington-Büchse trug, versah sich Heinrich mit frischen Kugelpatronen und feuerte dann noch zwei wohlgezielte Büchschüsse auf die Aponos ab, von welchen zwei Krieger aus dieser Entfernung von beinahe vierhundert Schritten getroffen wurden, so daß die wilden Feinde von neuem Schreck und abergläubischem Entsetzen ergriffen wurden und im Nu im Walde verschwanden.

Jetzt schaute Heinrich sich nach seinem Gefährten, dem Jäger Tim O'Neil, um und fand denselben noch unter den Händen Ostri's und eines alten Jan, welcher für einen Mediziner, d. h. Arzt und Zauberer galt. Beide hatten dem Verwundeten den kurzen leichten Rohrpfel mit gefeilter Eisenspitze aus dem Biceps-Muskel des Oberarms gezogen und die Wunde ausgefogen; aber Tim war, obgleich die Wunde nicht groß war, sehr bleich geworden, hatte einen stieren Blick, zitterte an allen Gliedern, klagte über Frost und Funkensehen. Dies beunruhigte Heinrich sehr, er holte sogleich die Flasche mit Cognac hervor, wusch die Wunde mit dem Branntwein und flößte Tim beinahe ein halbes Liter von dem Cognac ein, um ihn vor der Wirkung des Giftes zu schützen. Da nämlich die Eingeborenen zum Vergiften ihrer Pfeile sich nicht bloß der Säfte von Giftpflanzen, sondern auch des Schlangengifts bedienen, gegen welches man reichliche innere Gaben von Branntwein anwendet, so glaubte er hierdurch Tim retten zu können. Allein dieser war so schwach, daß er bald nicht mehr allein gehen konnte, sondern von zwei stämmigen Jan unterstützt und halb getragen werden mußte, weil man nicht bleiben durfte, sondern den Rückzug fortsetzen mußte und auch auf demselben bemerken konnte, daß man von den Aponos noch verfolgt wurde, wenn auch in gemessener Entfernung.

Als man kurz vor Sonnenuntergang in einer sumpfigen Niederung das Lager aufschlug und Heinrich unter dem kleinen Zelte ein Lager für Tim bereitet hatte, fand er denselben sehr schwach und schon an Händen und Füßen kalt und in augenscheinlicher Lebensgefahr, welche Tim selbst sich nicht mehr verhehlen konnte. Mit schwerer Zunge und trägem Gedankengange dictirte er Heinrich noch

einen Abschiedsbrief an sein armes Weib in London und seinen letzten Willen, und ehe er damit noch fertig war, wurden sie durch mehrere Schüsse aufgeschreckt — die Aponos waren unter dem Schutz der kurzen Dämmerung herangeschlichen, hatten einen Hagel von Pfeilen in die um das Feuer gelagerte Gruppe geschossen und wurden dafür wieder beschossen und zwar mit so viel Erfolg, daß sie schreiend davonsiefen und ihr Angriff abgeschlagen war. Die Giftpfeile hatten jedoch nur zwei Leute getroffen, nämlich Schubai selbst und einen Jan-Träger, einen Sklaven, und diese wurden sogleich von den Anderen mit den ihnen bekannten Hausmitteln behandelt.

Während der Nacht wachten Ofri und Heinrich abwechselnd, theils um die Verwundeten zu pflegen, theils um einem erneuerten Angriff der Feinde vorzubeugen, obwohl bei dem Aberglauben dieser Negervölker und ihrer Furcht vor der Nacht ein Ueberfall in der Finsterniß kaum zu befürchten war. Das Wachtfeuer aber war gelöscht worden, und die halbnackten Jan lagen fröstelnd und wie ein Haufen Schafe an einander gedrängt in Einem Klumpen am Boden, so daß, wenn jetzt die Aponos einen Angriff gewagt hätten, jeder ihrer Giftpfeile seine Wirkung hätte thun müssen. Heinrich sah mehrmals nach dem armen Tim O'Neil, der bewußtlos dalag mit schwachem, kaum fühlbarem Puls. Erst gegen Morgen legte Heinrich sich nieder, um einige Stunden zu schlafen. Mit Tagesanbruch aber weckte ihn ein lauter fröhlicher Lärm im Lager; er sprang auf, ergriff das Gewehr und kroch aus dem Zelte, sah das Feuer in hoher Höhe brennen und die Jan in vergnügter Geschäftigkeit hin und her laufen. Ofri stand vor dem Zelte und schaute ihrem Treiben halb verlegen zu. „Was giebt es denn? sind wir angegriffen worden?“ fragte Heinrich, und mußte nun erfahren, daß mit dem grauen Morgen ganz nahe beim Lager die Leiche eines Apono gefunden worden sei, dem eine Kugel am gestrigen Abend den Rückgrat zerschmettert habe, und daß die Jan nun nichts Geringeres beabsichtigten, als den Leichnam des Feindes zu verzehren, wie es der Sitte der Jan gemäß mit den erschlagenen Feinden geschieht. Heinrich wollte voll Entrüstung sich alsbald in's Mittel legen und diese Schenßlichkeit verhindern; aber Ofri hielt ihn zurück, indem er ihm vorstellte, daß er sich hierdurch nur nutzlos einer

Gefahr aussehn würde, denn die Jan von Golengi's Stamm seien noch unbefehrte Menschenfresser und leiden in Folge der Entbehrungen der Reise am Fleischhunger, einer eigenthümlichen Krankheit dieser Gegenden. Wenn daher Heinrich versuchen würde, sie von ihrer Kannibalen-Mahlzeit abzuhalten, so würden die Jan vielleicht über ihn herfallen und ihn erschlagen oder die Leiche Tim's verspeisen, um auch einmal das Fleisch von weißen Männern zu verkosten. Und nun erst erfuhr Heinrich, daß Tim todt sei, und eilte nach dem Zelte, um sich davon zu überzeugen.

Ja, es war kein Zweifel mehr, daß Tim todt war. Kalt und starr, mit einem leidenden schmerzlichen Buge in den blassen Bügen, lag er da; das Pfeilgift war in's Blut gedrungen und hatte dieses vereitert. So stand Heinrich nun allein unter diesen wilden und halb-wilden Burschen, welche zum größten Theil Menschenfresser waren, hatte seinen einzigen treuen, kühnen, weißen Gefährten verloren und empfand nun ein sehr erklärliches Grauen vor diesen Gesellen und nur den einen lebhaften Wunsch, aus ihrer Nähe hinwegzukommen. Allein für heute war an kein Ausbrechen zu denken. Die Jan wollten schmausen; in ihren Kochtöpfen brodelte schon Menschenfleisch, und Heinrich sah mit Schauern, wie Schubai den Kopf des erschlagenen Apono am Feuer briet, um ihn zu verzehren; überdem erwarteten sie Unterstützung aus den nächsten Jan-Dörfern, wo dann der Schmaus fortgesetzt werden würde. Dfri schien Heinrich's Lage zu würdigen und zu begreifen.

„Wir wollen für uns bleiben und nicht auf die Andern achten,“ sagte er. „Ich esse kein Menschenfleisch mehr; aber die Andern dürfen nicht wissen, daß Tim todt ist, sonst würden sie auch ihn auffressen. Dein Träger, der Sklave, ist heute Nacht auch an den Wunden von dem vergifteten Pfeil gestorben, und Schubai's Leute haben ihn beiseite geschafft, um ihn ebenfalls zu verzehren, wenn die Hülfsvölker kommen, und wir dürfen Moßjö Tim nicht begraben, sonst wählen ihn die Jan wieder aus und fressen ihn ebenfalls.“

Dieser Gedanke war Heinrich entsetzlich und er sann vergebens auf Mittel, dies zu verhindern. Einstweilen aber thaten Heinrich und Dfri, als ob Tim noch lebe, jedoch sehr krank sei, und zogen nicht

einmal Fatti, welcher ebenfalls sich nicht an dem Kannibalschmaus betheiligte, ins Geheimniß. Fatti machte ein eigenes Feuer auf und kochte an demselben die Mahlzeiten für seinen Herrn und Ofri, welcher einstweilen in der Umgebung herumstrich, um einem neuen Ueberfall der Apono vorzubeugen. Am Nachmittag kam der Bote Schubai's mit etwa fünfzig Fan aus den nächsten Dörfern zurück, und diese theiligten sich alsbald an dem scheußlichen Schmaus, welcher bis in die tiefe Nacht hinein dauerte und mit Trommeln, Geschrei, Tanz und Lärmen begleitet war.

Schubai's Wunde war nur ein Streifschuß gewesen und hatte keine Folgen gehabt. Er war am zweiten Morgen nach seiner Verwundung wieder ganz munter und sehr erpicht darauf, nun Rache an den Apono zu nehmen, welche noch in der Nachbarschaft waren, denn Ofri zeigte ihm von einer nahen Anhöhe aus die dünne Rauchsäule ihres Lagerfeuers, welche aus einem benachbarten Walde aufstieg. Alsbald sammelte Schubai die Fan um sich und zog mit ihnen aus, um die Apono zu überfallen. Heinrich aber behielt seine eigenen Leute bei sich, wie ihm Ofri gerathen hatte, angeblich um das Lager zu bewachen und zu vertheidigen. Allein kaum waren die anderen Fan kriegsmuthig und kampfbegierig abgezogen und die Luft rein, so ließ Ofri das Zelt abbrechen und die Träger sich zum Ausbruch rüsten und schickte sie unter Fatti's Leitung in nordwestlicher Richtung voraus. Heinrich sah ihm erwartungsvoll zu, denn offenbar hatte Ofri einen Plan. Tim's Leiche, mit einem Muskitonek überbreitet, lag im Schatten eines Busches. Kaum waren die Schritte der Träger in dem stillen Walde verhallt, so faßte Ofri die Leiche unter den Armen, bedeutete Heinrich, sie an den Füßen zu fassen und so trugen sie sie ein Stück weit in den Wald hinein.

„Was willst Du denn mit der Leiche thun, Ofri?“ fragte Heinrich jetzt.

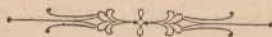
„Sie begraben, wo die Fan sie nicht holen werden,“ versetzte Ofri mit einer trüben Miene; „dort unten ist ein alter hohler Baum, wimmelnd von großen Atjumu; dort wollen wir Tim beisetzen. Besser daß die Ameisen ihn fressen, als daß die Fan ihn verspeisen!“

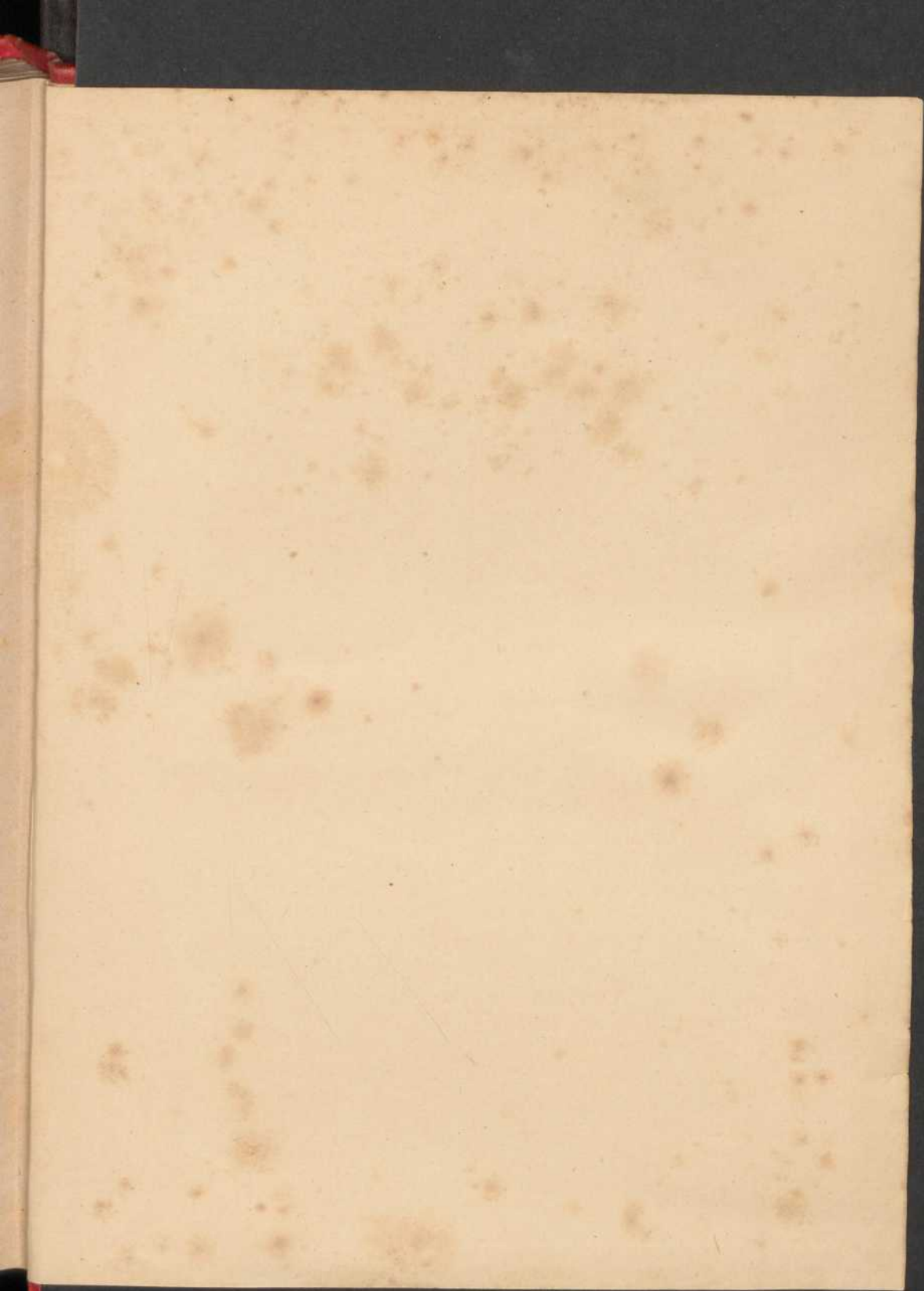
Heinrich war damit einverstanden; am Fuße des hohlen Baumes, zwischen dessen hohen verkrümmten Wurzeln, lag ein großer Haufen schwarzen Mulms; darauf legten sie die Leiche Tim's und bedeckten sie mit Blättern von wilden Bananen und mit grünen Zweigen, dann sprach Heinrich ein stilles brünstiges Gebet für das Seelenheil seines armen Gefährten und folgte dann seinen Trägern auf deren Spur. Ofri kam ihm bald nachgeeilt und bedeutete ihm durch eine Geberde, daß die Ameisen bereits am Werke seien.

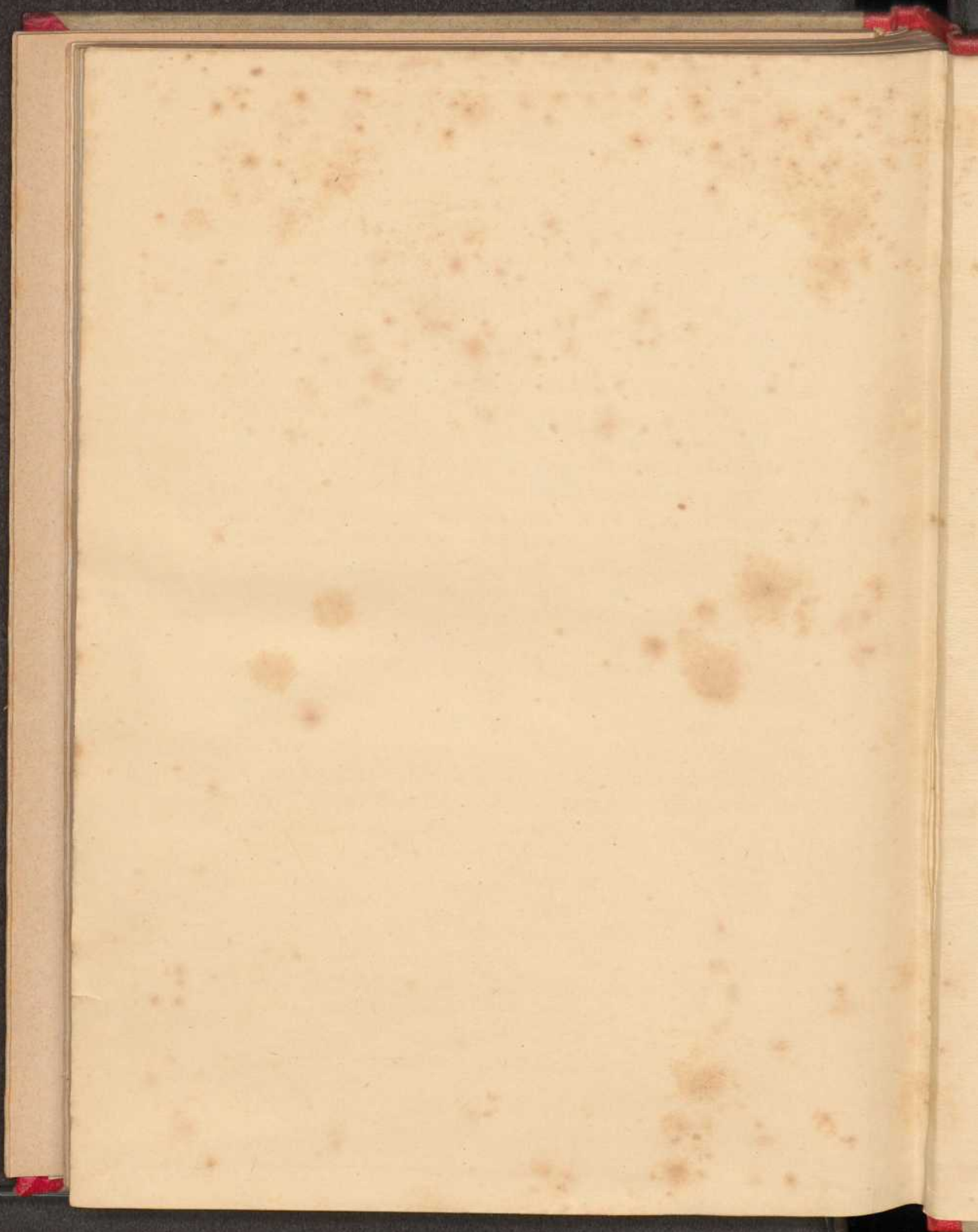
Der Rest unserer Geschichte ist bald erzählt. Nach etwa zehn oder elf Tagen trafen Heinrich und seine Begleiter wieder auf der Mission Bethulia ein, wo mittlerweile ihre Piroguen mit Baudri, Joffe und Job eingetroffen waren. Heinrich erzählte den Missionären, wie es ihm ergangen, und wie der arme Tim umgekommen sei, und bat sie, ihm gelegentlich Michon und den Rest des Gepäcks nachzusenden. Dann verabschiedete er sich von dem König, tauschte noch eine Ladung Waaren ein, belud beide Piroguen damit und fuhr wieder nach dem Gaban hinan. Zehn Tage später landete er bei Libreville und fand zu seiner freudigen Ueberraschung Herrn Johnston nahezu wiederhergestellt und sehr zufrieden mit dem Ergebnisse von Heinrich's Expedition, denn er hatte nun vier lebende junge Gorillas und nahezu ein Duzend Bälge und Skelette nebst verschiedenen andern lebenden Thieren und einer reichen Ausbente an Thier- und Vogelbälgen, so daß er damit füglich nach England zurückkehren und Herrn Jamrach's Wünsche befriedigen konnte. Der Tod des unglücklichen Tim O'Neil ging Herrn Johnston allerdings sehr nahe, allein dieser Unfall war nicht wieder gut zu machen.

„Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen, den ich bereits mit Herrn Dion besprochen habe, Herr Hermann,“ sagte Johnston; „bleiben Sie als Agent von Jamrach und als Sammler hier und suchen Sie nach und nach uns die Thiere zu verschaffen, die ich Ihnen auf einem Verzeichniß zusammengestellt habe, und Sie werden ein hübsches Stück Geld verdienen!“

„Gut, ich will es mir überlegen und mit meinem Freunde Lion besprechen,“ erwiderte Heinrich und fuhr im Rahn hinunter nach Fort d'Amale, wo seine Ankunft die größte Freude hervorrief und er allseitig herzlich willkommen geheißen ward. Er traf vielerlei Veränderungen an, die sich in der kurzen Zeit ereignet hatten: Lion war nun dirigirender Faktor des Hauses Mersfeld Salmons u. Comp., denn Griffon war erkrankt und mit einem Schiff nach Europa abgereist, begleitet von Charles Macay, welcher „bei den Fleischtöpfen in Fort d'Amale“ ebenfalls erkrankt war und mit Griffon wenigstens bis Madeira reisen wollte. Auch mehrere andere Bekannte hier und in Gilaß waren gestorben und abgereist. Lion war hoch erfreut über Heinrich's Wiedersehen und über die Erzählung seiner Reise-Erlebnisse. Er bot ihm eine Stelle auf dem Comptoir und den Posten eines Acquisiteur an und bedeutete ihm, er könne daneben noch für Herrn Zamrach und allfällig auch für Hagenbeck in Hamburg Thiere kaufen und jagen, wenn er seine Geschäftsreisen mache, und er wolle ihn sogar nach dem Kamma-Lande am Fernando Bag-Flusse schicken, um dort eine Faktorei für das Haus in Bordeaux zu gründen, wo er dann mit weniger Gefahr Gorillas jagen und fangen könne. Da auch inzwischen ein Brief von Heinrich's Eltern eingetroffen war und des Sohnes Vorhaben, sich hier ein Stellung zu gründen, billigte, so blieb Heinrich und trat seine neue Stelle an, in welcher er noch weit mehr und merkwürdigere Dinge erlebte, welche wir vielleicht in einem späteren Bande unsern jungen Lesern als Bilder aus dem Leben eines Faktors in Westafrika schildern werden, wenn ihnen unsere Geschichte des Gorilla-Jägers gefallen hat.





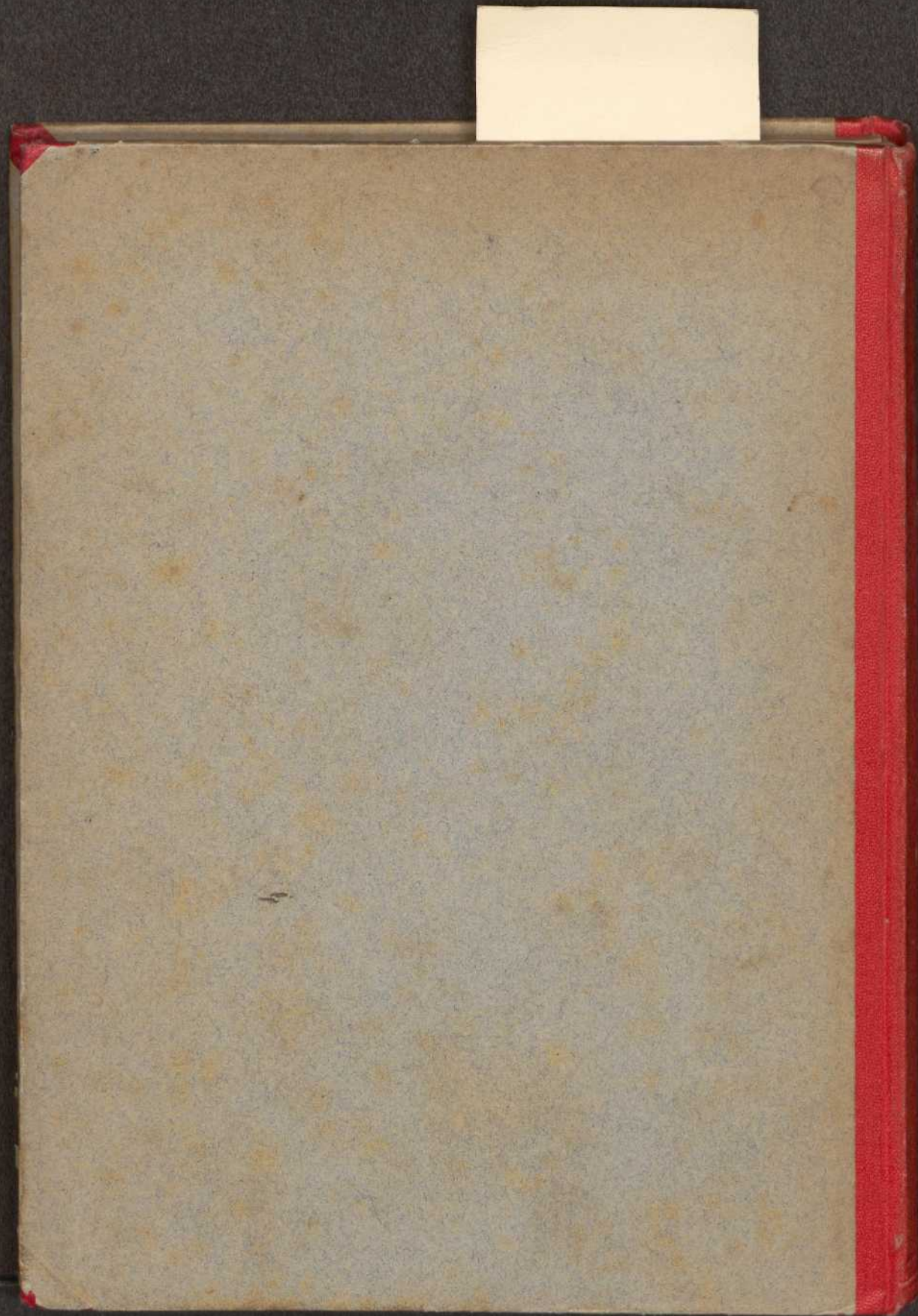


H/S 450 500

Internationale Jugendbibliothek



047002145956



Der Gorilla-Jäger.

Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen
am Gabünflusse und in Westafrika.

Zu

Lust und Lehre der reiferen Jugend gebildeter Stände erzählt

von

Dr. Karl Müller

Verfasser der „jungen Büffeljäger“, der „jungen Pelzjäger“, der „jungen Canoeros des Amazonen-
stroms“, der „jungen Boërs“, der „Esperanza“, der „jungen Elephantenjäger“, der „Heimkehr
der jungen Canoeros“, des „jungen Rajah“, des „Robinson der Wildniß“, des „Löwen-
hans“, „Unter hohen Breiten“ 2c. 2c.

Mit vier Farbendruckbildern.

Leipzig

Verlag von R. F. Albrecht.

1881.

